



Vierzig Jahre Fürst Donnersmarck-Haus

Neues aus der Stiftung

- Reisebüro und blisse 14 in neuem Glanz S. 3
- Die Stiftung auf dem Kirchentag S. 4
- Besuch aus Schweden S. 5
- Die Speisung der Zweihundert S. 7
- Ein soziales Gesicht für Europa S. 9
- Holocaust-Mahnmal S. 11

Das Thema

- „Schwester Käthe ist unser Vater“ S. 13
- Keimzelle Fürst Donnersmarck-Haus S. 16
- Damals war alles ganz anders S. 21
- Rehabilitation in Frohnau heute – morgen S. 23
- Behindertenhilfe in Berlin S. 25
- „Machen Sie weiter so!“ S. 27
- 40 Jahre Fürst Donnersmarck-Haus S. 28
- FDH – eine Chronik S. 29
- Zaungäste S. 30
- Wohnen heißt zu Hause sein S. 32
- Herausforderung zur Selbständigkeit S. 39
- Nach der Reha – was dann? S. 42
- My home is my castle S. 43

Forum

- Feucht fröhliches Trödeln S. 46
- Ein Hauch von Indien S. 48
- Ferne Länder – exotische Gärten S. 49
- Der Kummer ist immer dabei S. 50
- Mit Herz und Humor S. 51
- „Warum sollte ich jemand anderes sein wollen?“ S. 52
- Gefreut und nichts bereut S. 55

Persönliches

- Lonely Hearts S. 56
- Meine Freundin Dora Benzlath S. 58

Sport

- Eine wenig bekannte Sportart: Elektro-Rollstuhl-Hockey S. 59

Leben & Lesen

- Klüger durch Essen? S. 61
- Zeige deine Wunde – Bilder aus dem Wahlkreisen S. 62

Tipps & Termine

S. 64

Eine ganze Ausgabe mit dem Schwerpunkt Fürst Donnersmarck-Haus? Wir glauben gute Gründe zu haben, uns so ausführlich mit diesem Thema zu befassen. Der erste ist sogar theoretisch untermauert und stammt vom französischen Historiker Fernand Braudel: „*Die Gegenwart stammt gleichzeitig aus dem Gestern, dem Vorgestern und dem Einst.*“ Dem haben wir Rechnung getragen. Innen- und Außensicht werden vorgestellt. Ehemalige Bewohner, frühere Mitarbeiter und Menschen aus der Nachbarschaft kommen zu Wort. Wir konnten sogar einen kundigen Führer durch das Geschehen der Berliner Sozialpolitik der letzten 40 Jahre gewinnen, der die Frohnauer Rehabilitationsarbeit in der Berliner Behindertenhilfe verortet.

Zweitens haben wir diese Perspektive in die Zukunft hinein verlängert. Wir wollen aus dem Gestern die Felder des rehabilitativen Handelns im Morgen zeigen. Denn „*Tradition heißt nicht, Asche verwahren, sondern eine Flamme, am Brennen zu halten*“, so Jean Jaurès. Wir nehmen Sie gern mit auf die Zeitreise!

Ihr Thomas Golka

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung:

Thomas Golka/Ursula Rebenstorf/Helga Hofinger

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: golka.fdst@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Redaktionelle Mitarbeit: Sean Busenius

Gestaltung/Titel/Illustrationen:

bleifrei Medien + Kommunikation

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 3 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 30. August 2003

Fotos: Archiv FDS, Boldin, Born, FDH-Archiv, Golka, Hofinger, Hurlin, Kreuzler, Kühnen-Hurlin, Pritzlaff, Rebenstorf, Turber, Werner, privat.

Reisebüro und blisse 14 in neuem Glanz

Am 23. Mai 2003 öffneten das Reisebüro und die blisse 14 der Fürst Donnersmarck-Stiftung in Wilmersdorf ihre Tore nach nur sechsmonatiger Bauzeit. Im benachbarten Café blisse eröffnete der Fürst Guido von Donnersmarck zusammen mit der Sozialstadträtin Schmiedhofer und dem Behindertenbeauftragten Eisele (beide aus dem Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf) feierlich die beiden Einrichtungen. Ein anschließender Tag der offenen Tür lud Gäste und Passanten zu Rundgängen und einem Berliner Büfett mit Musikprogramm in das Café blisse 14 ein.



Das Reisebüro ist nun in den umgebauten und erweiterten Räumen an der Ecke Blissestraße/Wilhelmsaue wieder zu finden. Bei den Umbauten legte die Fürst

Atmosphäre und Komfort. Ein Schaufenster informiert den Passanten auf der Straße nicht nur über aktuelle Reiseangebote. Hier finden sich Informationen aus allen anderen Bereichen der Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Die ehemaligen Räume des Reisebüros werden ab sofort von der blisse 14 genutzt. Es gibt zwei barrierefreie Seminar- und Beratungsräume für Kurse und Selbsthilfegruppen, aber auch für Beratungen in einem ungestörten Rahmen. Ein Empfangsbereich ersetzt das Klingeln an der Haustür. Kunden, die zu den Beratungen kommen, können am Empfang den Therapeuten herbeirufen lassen.



Donnersmarck-Stiftung und das beauftragte Architektenbüro Marschall großen Wert auf barrierefreie Gestaltung und Ästhetik. Eine Rampe für Rollstuhlfahrer am Eingang gewährleistet den ungehinderten Zugang zum Reisebüro. Eine großzügige Innengestaltung mit ruhigen Beratungsmöglichkeiten bieten dem an behindertengerechten Reisen interessierten Kunden

Ursula Rebenstorf



Die Stiftung auf dem



Kirchentag

Der Rollstuhlsimulator war der Anziehungspunkt des Standes der Stiftung auf dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin im Mai dieses Jahres. Besonders jüngere Leute blieben an dem auf einer beweglichen Plattform befestigten Rollstuhl stehen und interessierten sich für das computergesteuerte Simulationsspiel. Im Rollstuhl sitzend und sich mittels Drehen der Räder fortbewegend, konnten die Kirchentagsbesucher virtuell die Lebenswelt von Rollstuhlfahrern erahnen. Dass die Warteschlange am Simulator schon am ersten Vormittag der AGORA lang war, zeigt, dass mit diesem Spielgerät das Interesse der zumeist jugendlichen Kirchentagsbesucher gut getroffen wurde. Die Hemmschwelle, sich in einen Rollstuhl zu setzen und auf die Erfahrungswelt von Menschen mit Behinderung einzulassen, war bei den Jugendlichen durch den alltäglichen Umgang mit Computern gering. Mit dem Rollstuhlsimulator konnte die Stiftung eine Zielgruppe ansprechen, die sonst an ihrem Stand vorbeigelaufen wäre. Die hauptsächlich jungen Leute bekamen durch das Simulationsspiel Kontakt mit der Lebenswelt vom Menschen mit Behinderung. Vielleicht hat es sie auch berührt. Auf etwas unkonventionellem Weg konnte so möglicherweise die Auseinandersetzung mit den Problemen, die eingeschränkte Personen in ihrem Alltag bewältigen müssen, angeregt werden. Ein sinnvoller Weg, die Menschen dort abzuholen, wo sie sich befinden.

Der Simulator war nun aber nur ein Teil des Standes der Stiftung. Ein anderer wichtiger Bestandteil war der Informationsbereich, wo Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum Gespräch bereitstanden, um in eigener Sache zu informieren. Durch die Beteiligung aller Arbeitsbereiche kam die Vielfalt der Stiftung besonders gut zum Ausdruck. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bereiche Freizeit, Bildung, Beratung, Rehabilitation, Wohnen, Betreuung, Assistenz und Touristik bildeten Standteams, informierten die Kirchentagsbesucher über ihre Arbeit und beantworteten Fragen. Diese bereichsübergreifenden Teams waren sowohl inhaltlich als auch in Bezug auf die Kommunikation der Stiftungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter untereinander für mich eine positive Erfahrung. Schon die Vorbereitung war geprägt von gemeinsamer Überlegung



und Planung, war gut koordiniert von Ursula Rebenstorf und führte so zu einem gelungenen Kirchentagsauftritt.

Die Stiftung hat sich mit ihrem Stand auf dem Kirchentag gut dargestellt. Sie hat ihre Arbeit für und mit Menschen mit Behinderung einer breiten Zielgruppe näher gebracht und – nicht zuletzt durch den Rollstuhlsimulator – auf sich aufmerksam gemacht in einer Fülle von Kirchentagsangeboten.

Susanne Schiering

Besuch aus Schweden



Hej!“ „Hej, hej!“ Am Vormittag des 24. April 2003 konnte man in der Villa Donnersmarck für unsere Ohren eher ungewohnte schwedische Laute hören. Wir hatten Besuch bekommen von einer Studiengruppe der Furuboda Folkhögskola (Volkshochschule) aus Südschweden!

Der Kontakt war dadurch zustande gekommen, dass die Gruppe die Web-Seite der Fürst Donnersmarck-Stiftung im Internet gelesen hatte. „Wir glauben, dass wir einiges gemeinsam haben“, lautete die Vermutung der Schweden, und das machte natürlich auch uns neugierig. Zum Inhalt des Kurses an der Folkhögskola gehört auch eine Studienfahrt. Als Reiseziel hatte man sich für Berlin entschieden. Dabei wollte die Gruppe auch gerne die Villa Donnersmarck kennen lernen. Schon im Vorfeld des Besuches tauchten viele Fragen und Themen auf. Eine Volkshochschule für Menschen mit Behinderung? Was ist das? Man hört ja auch immer, Schweden habe ein mustergültiges Sozialsystem. Wie sieht das aus? Und wie lebt man überhaupt in Schweden mit einer Behinderung? Gibt es Gemeinsamkeiten und Unterschiede? Wenn das nicht versprach, ein interessantes Treffen zu werden!

Der von uns mit Spannung erwartete Reisebus der Gruppe fuhr am Besuchstag mit neun gut gelaunten jungen Erwachsenen mit Behinderung sowie deren elf persönlichen Assistenten und Lehrern vor. Trotz der anfänglichen sprachlichen Unsicherheiten klappte die Verständigung auf Anhieb. Mit einer bunten Mischung aus Deutsch, Englisch und Schwedisch sowie Gestik und Mimik gelang die Kommunikation. Ich persönlich freute mich darüber, meine eigenen Schwedisch-Kenntnisse hier nutzbringend anwenden zu können und bei den Übersetzungen mitzuhelfen.

Nach einer Vorstellungsrunde erfuhren wir dann viele interessante Dinge. Furuboda ist ein großes und modernes Bildungs- und Erholungszentrum, sehr idyllisch nicht weit von einem der schönsten Sandstrände im Süden Schwedens gelegen. Es ist besonders für Menschen mit Behinderung eingerichtet, aber auch für alle anderen Interessierten offen.

Das Erholungszentrum bietet vor allem im Sommer eine große Auswahl an Aktivitäten. Man kann wählen, ob man an einem Ferienlager teilnehmen, einen längeren Kurs besuchen oder einfach nur einen Workshop zu einem bestimmten Thema machen möchte. Sport, Ausflüge, Reisen ins In- und Ausland, kulturelle Veranstaltungen, Themenwochen oder einfach nur am Strand entspannen – auch hier gibt es viele Möglichkeiten. Jeder Interessierte kann daran teilnehmen, ohne Rücksicht darauf, wie viel Assistenz er oder sie braucht.

Den Verein Furuboda gibt es schon seit über 40 Jahren. Heute betreibt er auch ein so genanntes Kompetenzzentrum zur sonderpädagogischen Erwachsenenbildung, ein Vereinsforum sowie ein Tagungs- und Konferenzzentrum und hat ca. 220 Mitarbeiter. Außerdem gibt es



20 rollstuhlgerechte Gästezimmer zum Übernachten in Furuboda.

Unsere Besucher belegen an der Furu-boda Folkhögskola einen ein- bzw. zwei-jährigen so genannten „Zukunftskurs“, der in erster Linie zum Ziel hat, dass sie ihre individuelle Persönlichkeit weiter entwickeln können und selbstbestimmt eine Entscheidung darüber treffen können, wie sie nach Beendigung des Kurses ihren Alltag und ihre Zukunft gestalten wollen und können. Sie erfahren auch, welche Rechte und Pflichten sie in der schwedischen Gesellschaft haben. Während des Kurses, der das Studien- und Lerntempo jedes Teilnehmers berücksichtigt, können alternative Kommunikationsmöglichkeiten ausprobiert, der Umgang mit verschiedenen Computerprogrammen erlernt und geeignete Hilfsmittel für den Wohnbereich sowie für Schule, Freizeit und Arbeit gefunden werden. Die Teilnehmer kommen aus verschiedenen Regionen Schwedens und leben während der Dauer des Kurses gemeinsam im Internat. Die Schweden erzählten uns, dass sie am Freizeit- und Sportangebot in Furuboda großes Interesse haben und dass Sportarten wie Boccia, Hallenhockey oder Bogenschießen für sie ein guter Ausgleich zum Lernen seien.

In Schweden gibt es nur eine einzige Behörde, die für alle Fragen und Anliegen, die Menschen mit Behinderung betreffen, zuständig ist. Es gibt nicht wie in Deutschland einen Rentenversicherungsträger, Krankenkassen, Sozialämter, Arbeitsämter etc. Das hat natürlich den Vorteil, dass man beispielsweise alle Anträge auf Leistungen bei dieser Behörde stellt und man sich nicht für jedes Anliegen mit einem anderen Amt auseinandersetzen muss. Wie auch in Deutschland gibt es einen Rechtsanspruch auf persönliche Assistenz und benötigte Hilfsmittel. In der Diskussion zeigte sich, dass sich Menschen mit Behinderung auch im Musterland Schweden teilweise mit ähnlichen Problemen auseinandersetzen müssen.

Sehr spannend fanden wir aus der Villa auch, dass Interessierte in Furuboda eine Ausbildung zum persönlichen Assistenten machen können. Davon können wir in Deutschland ja nur träumen! Die Ausbildung dauert ein Jahr und beinhaltet u.a. Psychologie, Ethik, Information über Behinderungsarten, Behindertenrecht, Pädagogik und ästhetische Fächer. Man kann auch Gebärdensprache lernen sowie den Umgang mit dem PC als Hilfsmittel und mit alternativen Kommunikationsmitteln, z. B. mit Bliss-Symbolen. Wie hier zu Lande stellen Menschen mit Behinderung in Schweden ihre persönlichen Assistenten selbst ein. Vermittelt werden sie von einer Kooperative oder der betreffenden Gemeinde bzw. Stadt, in der man wohnt.

Natürlich reichte uns die Zeit des Besuches nicht, alle interessanten Fragen und Themen anzusprechen und auszudiskutieren. Deshalb hoffen wir, auch in Zukunft den Austausch und Kontakt fortsetzen zu können. Warum nicht bei einem Gegenbesuch in Furuboda?

Wer sich näher für Furuboda interessiert, dem sei die Web-Seite www.furuboda.se empfohlen, wo es ausführliche Informationen gibt. Das meiste ist zwar auf Schwedisch, es gibt aber auch eine englische Seite.

Astrid Kügler

Villa Donnersmarck



Die Speisung der Zweihundert

Der Impact Day der Deloitte Consulting am 06. Juni 2003



Was, Sie staunen? Sie kennen solche Geschichten nur aus der Bibel, wie etwa „Die Speisung der 5000“? Ich versichere Ihnen, das gibt es heutzutage ebenfalls. Es waren nicht solche Massen wie im weltweit meist gedruckten Buch beschrieben, aber ich kann mit ruhigem Gewissen behaupten, dass die Qualität der Speisen und Getränke mit Sicherheit um einiges höher lag als die des himmlischen Mannas.

Der geheimnisvolle Brötchenspender war die Deloitte Consulting, seit der Integration der Andersen Business Consulting die fünftgrößte Unternehmensberatung in Deutschland. Sie ist in 31 Ländern vertreten und beschäftigt weltweit 14983 Mitarbeiter. Bei rund 15000 Angestellten, gibt es mit Sicherheit viel zu tun. Was sind die Hauptbetätigungsfelder dieser Consulting?

An erster Stelle steht „Strategie- und Managementberatung“. Dabei geht es um Analyse und Optimierung von Prozessabläufen. Auch werden hier neue Unternehmensstrategien der Kunden entwickelt. Ein weiteres Betätigungsfeld heißt „Informationstechnologie“. Kunden wird die

entsprechende Auswahl an Informationstechnologien vorgeschlagen und beim Einführen neuer Systeme hilfreich zur Seite gestanden. Ein anderes großes Wirkungsfeld wird mit „Personalentwicklung“ umschrieben. Dieses ist mit Sicherheit das menschlich kritischste Feld, weil den Mitarbeitern eines Unternehmens klargemacht werden muss, dass es Veränderungen in ihrem Betrieb geben wird. Wie die Veränderungen größten Teils aussehen, zeigt uns die Gegenwart.

Seit einigen Jahren ist es eine gute Tradition von Deloitte Consulting, einmal jährlich weltweit am gleichen Tag den „Impact Day“ zu veranstalten. Damit möchte die Consulting ihr soziales Engagement und ihr Interesse am gesellschaftlichen Leben zeigen. Sie setzt damit ein deutliches Zeichen für andere Unternehmen. 2003 ist in Europa das Jahr des Menschen mit Behinderung. Was lag also





näher, diesen Menschen am 06. Juni 2003 den diesjährigen „Impact Day“ zu widmen? So kamen die Bewohner und Mitarbeiter des Fürst Donnersmarck-Hauses ganz überraschend zu einem wahrhaft fürstlichen Mittagessen sowie zu Kaffee und Kuchen. Es gab auch jede Menge Mixgetränke. Wer hier nicht zugriff, war selber schuld. Noch verschärfter fand ich die flotte Bedienung. Kaum hatte man ordentlich gespeist und getrunken, stand schon ein Mitarbeiter von Deloitte Consulting hinter einem und fragte nach dem nächsten Wunsch. Das Wetter spielte ebenfalls mit: „Die Speisung der 200“ fand bei herrlichem Sonnenschein vor dem Haus statt. Die Leiter der Deloitte Consulting, der Fürst Donnersmarck-Stiftung und unseres Hauses hielten jeweils eine kurze Ansprache. Das große „Mampfen“ wurde von einer Band frisch garniert.

Damit uns die Zeit zwischen Mittagessen und Kaffeetrinken nicht zu lang wurde, hatten sich die Mitarbeiter von Deloitte Consulting noch ein paar Spielchen und einen großen Malwettbewerb ausgedacht.

Kurzum, ein perfekt gestalteter und gelungener Mittag und Nachmittag.

Ich möchte mich im Namen aller Bewirteten nochmals recht herzlich bei den Mitarbeitern der Deloitte Consulting bedanken: Jungs, Ihr könnt wiederkommen!

Friedemann Knoop



Ein soziales Gesicht für Europa

Podiumsdiskussion des Arbeitskreises „Soziales“ im Bundesverband Deutscher Stiftungen zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung

Am 15. Mai begrüßte Ullrich Wickert ausnahmsweise mal nicht Zuschauer mit „Guten Abend“, sondern die Teilnehmer der Diskussion in der Kreditanstalt für Wiederaufbau hintergründig mit einem „Guten Tag! Schön, Sie auch einmal zu sehen!“ Der Arbeitskreis „Soziales“ im Bundesverband Deutscher Stiftungen nahm im Rahmen der Jahrestagung das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung mit dem Dreiklang „Teilhabe – Gleichstellung – Selbstbestimmung“ zum Anlass, um über das Leitprinzip der „Deklaration von Madrid“ zu diskutieren. „Nicht-Diskriminierung plus positive Handlungen bewirken soziale Integration“, lautet eine These dieser Deklaration, die beim Europäischen Behindertenkongress im März 2002 als Vision für das EJMB formuliert wurde. Basierend darauf diskutierte das hochkarätig besetzte Podium, wie soziale Stiftungen in Europa diesen Prozess gestalten können und welchen Einfluss Betroffene und Politik haben bzw. haben sollten.

Von den 10.000 deutschen Stiftungen sind 60% sozial tätig. „Offensichtlich ist es notwendig, einen Bewusstseinswandel zu vollziehen“, meinte Matthias Wilkes, Leiter des Arbeitskreises „Soziales“ in seiner Einleitung. Dr. Sigrid Arnade, Stifterin der Stiftung Lebensnerv und selbst mit einer Behinderung lebend, bestätigte diese These durch ihre Aussage, dass „in Deutschland eine Tradition der Bevormundung



und Aussonderung“ herrsche. „Dies führt zu fürsorglicher Entmündigung“, gab sie zu bedenken. „Ich erwarte von sozialen Stiftungen, dass diese selbst einen Perspektivenwechsel vollziehen, Projekte Betroffener fördern und besonders Beschäftigungsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung schaffen“, so Arnade. „Durch die Verabschiedung des SGB IX und das Gleichstellungsgesetz hat die Politik eine wichtige Basis für Selbstbestimmung und Teilhabe von Menschen mit Behinderung geschaffen. Durch die Sparwut hat sich die Situation der Betroffenen trotzdem verschlechtert.“ Durch drei Maßnahmen für die praktische Umsetzung seitens sozialer Stiftungen könnte eine Veränderung herbeigeführt werden: 1. Einbindung von Betroffenen in den Entscheidungsgremien der Stiftungen, 2. Förderung von Projekten, die Betroffene selbst initiiert haben, hier können auch Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung entstehen, der Schwerpunkt liegt heute eher bei der „Förderung von Immobilien und Autos“ und 3. Umsetzung von in jeder Hinsicht barrierefreien Angeboten.

John Richardson vom European Foundation Centre (EFC), simultan übersetzt, betonte das große Engagement der Stiftungen in der Sozialen Landschaft in Europa. Die 115 größeren europäischen Stiftungen, die im EFC organisiert sind, gaben letztes Jahr rund 1,8 Milliarden Euro aus. Auch die Vielfalt und Größe der deutschen Stiftungslandschaft, der zweitgrößten nach den USA, ermögliche nach seiner Einschätzung vieles, was ohne sie nicht zu realisieren wäre. Hier fand er lobende Worte für die Wege der deutschen Bundesregierung in Bezug auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen. Er wünschte sich von der Bundesregierung jedoch noch mehr Engagement für die Belange von Stiftungen.

Rainer Wilmerstadt, Leiter der Abteilung „Belange behinderter Menschen/ Sozialhilfe“ im Bundesministerium für Gesundheit und soziale Sicherung, berief

sich darauf, dass die gesetzlichen Grundlagen durchaus die Chance zur Teilhabe und Gleichstellung bieten. Der Prozess der Gesetzgebung werde in einem entscheidenden Maße von Menschen mit Behinderung mitgestaltet. Hier sei Teilhabe praktiziert worden. „Es wurde z.B. ein flächendeckendes, anbieterneutrales Netz von Servicestellen aufgebaut, die Möglichkeiten werden von den Betroffenen einfach zu wenig genutzt“, meint Wilmerstadt. Neben den vielen Gesetzen stehe auch das persönliche Budget auf der Tagesordnung. Es löse das traditionelle Dreiecksverhältnis zwischen Leistungsanbieter, Leistungserbringer und Leistungsberechtigten auf. Der Leistungsberechtigte organisiere seine Rehabilitation und Teilhabe selbst.

Pastor Peter Fenner, Vorstandsvorsitzender des Ev. Johannesstiftes entgegnete darauf: „Ich würde mir in unserer Institution wünschen, dass jeder behinderte Mensch, der bei uns lebt, seinen Rucksack mit dem persönlichen Budget hat. Und dass er für sich entscheiden kann: Welche Dienstleistungen möchte ich in Anspruch nehmen? Was möchte ich nicht? Wo geht mein Weg hin? Was brauche ich? Mit einer Subjekthaftigkeit, die sich ja nicht nur ideell realisieren soll, sondern eben auch materiell.“

Fenner verwies insbesondere auf die Situation schwerstmehrfachbehinderter Menschen. Aber hier gingen Stiftungen wie das Johannes-Stift andere Wege als vor zwei oder drei Jahrzehnten. „Bei der Belegung von Wohngruppen stehen heute die Bedürfnisse der zukünftigen Mitbewohner im Vordergrund, nicht die Absprachen zwischen den Bezirksämtern und den Einrichtungen.“ Dieses sei in seinen Augen Teilhabe. „Der behinderte Mensch ist Subjekt, und wir anderen sind nur assistierend tätig oder müssen Rahmenbedingungen schaffen, dass sich diese Subjekthaftigkeit vollzieht.“ Die Alternative, hier Heim, dort ganz selbständig in einer Wohnung, sei aber in der allgemeinen Diskussion oft falsch gestellt. Laut

Fenner käme es darauf an wie die Bedingungen seien, so dass man die passende selbstbestimmte Lebensform findet, und die könne Heim, Wohnung oder eine Zwischenform sein.

Dr. Arnade konterte: „Selbstbestimmung bedeutet Wahlmöglichkeit zwischen verschiedenen akzeptablen Alternativen, dies muss auch für Menschen mit geistiger Behinderung durch Unterstützung möglich sein.“ Sie forderte Schulungen für Mitarbeiter und Betroffene zum Umgang mit den gesetzlichen Rahmenbedingungen.

Mineke Hardeman, Direktorin der niederländischen Stiftung Het Dorp, antwortete auf die Frage, ob das Bewusstsein für Selbstbestimmung in den Niederlanden schon weiterentwickelt sei als in Deutschland: „Bei uns gibt es bereits persönliche Assistenzbudgets, über die Betroffene frei verfügen können. Andererseits – trotz der seit einigen Jahren ökonomisch guten Lage – haben nicht mehr Behinderte Arbeit. Traditionell gibt es in Holland aber viele lokale Organisationen von Menschen mit Behinderungen, die sich für ihre Bedürfnisse einsetzen.“ Die Ansprache seitens der Regierung in Fragen der Lebenswelt von Menschen mit Behinderung erfolge heutzutage eher über Betroffenenorganisationen wie den Chronisch Kranken und Behinderten Rat (CG-Raad) als über soziale Stiftungen und Dienstleister. Stiftungen fragten danach, was möchte der Betroffene haben und welche passenden Angebote können wir dafür schneiden. „Wir nehmen das Wort Dienstleister, ein schönes deutsches Wort, ernst.“ Bei persönlichen Budgets spielten Stiftungen in Holland unter den Dienstleistern eine Vorreiterrolle, sie hätten auch ohne gesetzliche Regelungen schon vor der Einführung zum 1.4.2003 ein Modell des persönlichen Budgets auf kleinerer Ebene ausprobiert. „Sie haben gesagt, wir haben das Geld, wir haben die Bewohner, wir haben die Leistungserbringer, wir probieren das!“ Eine echte praktische Übung der Idee „Chef über das eigene Leben zu sein“.

Zum Schluss der Veranstaltung regte Matthias Willkes an, ob nicht aus dieser Arbeitskreistagung heraus die Stiftungen, die im Bereich behinderter Menschen arbeiten, sich zukünftig etwas enger zusammenschließen sollten.

Bas Treffers, Vize-Präsident des European Disability Forum, konnte aufgrund einer kurzfristigen Erkrankung leider nicht an der Podiumsdiskussion teilnehmen.

Initiator der Podiumsdiskussion war die Fürst Donnersmarck-Stiftung. Maßgebliche kulturelle und logistische Beiträge leisteten die Albert Schweitzer Stiftung, Stiftungen von Bodelschwingsche Anstalten Bethel und die Ev. Stiftung Neuerkerode. „Mr. Tagesthemen“, Ullrich Wickert, zeigte auch persönliches Engagement in der Sache, moderierte er doch die Veranstaltung kostenlos.

Thomas Golka und Helga Hofinger



Holocaust-Mahnmal

Bau des Stelenfeldes hat begonnen – Eingeschränkte Nutzung für Rollstuhlfahrer

Am 16. August 2003 wurde die Errichtung der ersten zehn Betonstelen auf der Baustelle des Holocaust-Mahnmals feierlich begangen. Selbst der U.S.-amerikanische Architekt und Planer des Stelenfelds, Peter Eisenman, kam zu diesem Anlass nach Berlin, um die ersten Stelen einzuweihen. Überschattet ist der zügige Baufortschritt des wichtigen Nationaldenkmals von einer Reihe von Protesten, die sich in den vergangenen Monaten im Hintergrund der Baugenehmigung abgespielt haben. Der Sozialverband Deutschlands (VdK) verlor seine

angestrebte Klage gegen den Bauherrn, die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, vor dem Berliner Verwaltungsgericht. Dieses Anliegen unterstützte der Landesbehindertenbeauftragte Martin Marquardt, befürworteten Interessenverbänden, u.a. auch die Fürst Donnersmarck-Stiftung sowie zahlreiche Einzelpersonen. Nachdem der Senat die Baugenehmigung und eine Befreiung von behindertengerechten Auflagen erteilt hatte, obwohl Marquardt bereits in seinem ersten Verstößebericht vor einer unzulänglichen Nutzung speziell durch Rollstuhlfahrer

gewarnt hatte, hielt Marquardt angesichts der festgefahrenen Diskussionen die Kritik auch in seinem zweiten Bericht aufrecht. Darin kritisierte er, dass „von den ca. 130 Gängen zwischen den Stelen nach einem aktuellen Plan der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung nur noch 10 (bisher 12) von einer Seite zur anderen durchlaufend



berollbar bzw. gefahrlos begehbar sein werden. Diese Gänge verlaufen alle in West-Ost-Richtung. In Nord-Süd-Richtung ist kein einziger Gang des Stelenfelds für behinderte Menschen passierbar.“

Der Großteil der Gänge zwischen den Stelen hat zu große Vertiefungen, und ein rechtzeitiges Abbiegen ist in dem Betonlabyrinth für Rollstuhlfahrer auch nicht möglich. Gegen die Befreiung von dieser nicht barrierefreien Bauweise klagte der VdK. Das Verwaltungsgericht begründete seine Ablehnung der Klage, dass das Mahnmal als Kunstwerk einen besonderen verfassungsrechtlichen Schutz genieße und behinderten Menschen der Zugang zum Denkmal nicht vollständig ermöglicht werden müsse (Urteil vom 30. April 2003 –VG 19 A 284.02). Zudem beteuerte die verklagte Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, bereits zwischen dem Künstler Eisenman und insbesondere dem Landesbehindertenbeauftragten in der Frage vermittelt zu haben. Darauf sei zurückzuführen, dass die Stelen auf 0,95 Meter verbreitert worden und die für Rollstühle passierbaren Wege geebnet worden sind. Mehr Kompromisse seien nicht zu machen, ohne Gefahr zu laufen,

dass der Architekt vom Projekt vollständig Abstand nimmt, so die Geschäftsführerin der Stiftung, Dr. Sybille Quack, auf dem Prozesstag.

Diskutiert wurden während der Verhandlung die Möglichkeiten von Nutzern unterschiedlicher Behinderungen unter Einbeziehung der anwesenden Menschen mit Behinderung im Publikum.

Das Gericht war an den einzelnen Einwänden und Expertenmeinungen sehr interessiert. Eine Entsprechung der Einwände hätte zur Folge gehabt, dass das Gericht die gesamte Entscheidung des Deutschen Bundestages für das Stelenfeld in Frage hätte stellen müssen. Das wäre für die jahrelange, emotionale Debatte um ein Holocaust-Mahnmal sowie für das Ringen um einen Konsens für einen Entwurf ein herber Rückschlag gewesen.

So läuft der Bau weiterhin nach Plan. Das Mahnmal soll am 8. Mai 2005, dem 60. Jahrestag des Kriegsendes, eröffnet werden. Über die ersten Besuche von Rollstuhlfahrern auf den speziell ausgewiesenen Stelengängen werden wir berichten.

Ursula Rebenstorff



40 Jahre Fürst Donnersmarck-Haus

Das Fürst Donnersmarck-Haus feiert Geburtstag, den 40ten, um genau zu sein. „Im besten Alter“ nennt man einen Menschen, der bereits vier Jahrzehnte hinter sich gebracht hat. Doch was lässt sich über eine Einrichtung sagen, die seit vier Jahrzehnten besteht?

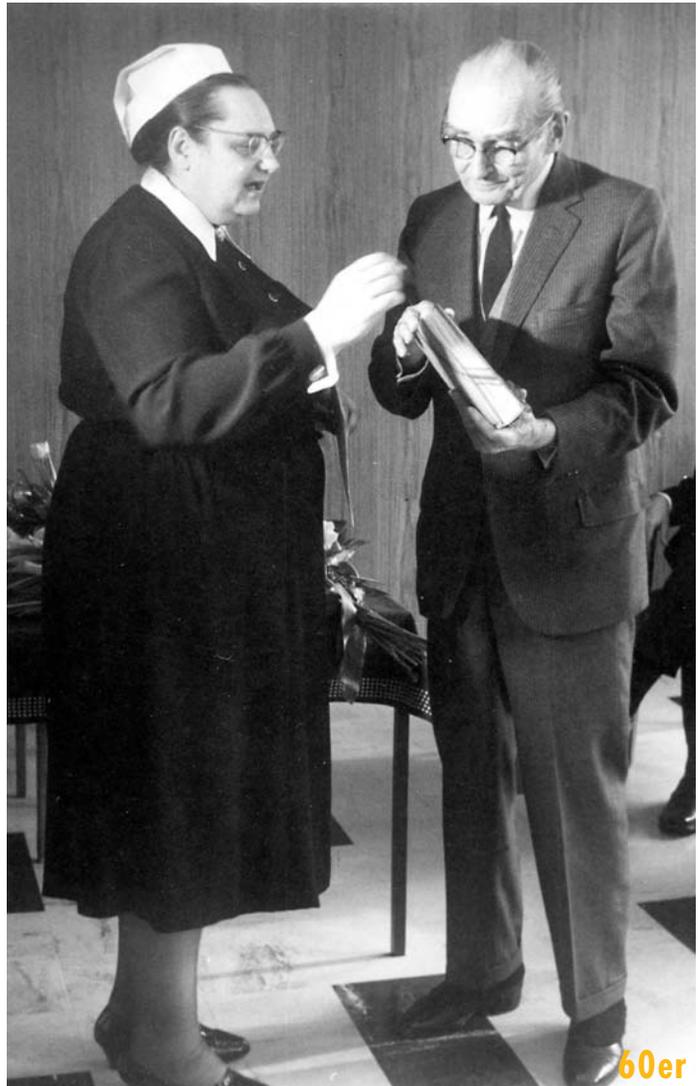
Eines der besonderen Kennzeichen des Fürst Donnersmarck-Hauses ist die zum Teil jahrzehntelange Verbundenheit von Bewohnern, Nachbarn und den ehemaligen Leitern Schwester Käthe und Manfred Richter. Das FDH ist nicht einfach irgendein Arbeitsplatz, nicht irgendein Heim, es hat die Menschen, die ein und aus gingen, geprägt, wie diese durch ihr Wirken auch die Institution.

Ein Rückblick ist daher keineswegs ein wehmütiges „Früher-war-alles-besser“, sondern vielmehr notwendig, um die Traditionen eines langen Rehabilitationsprozesses und deren Brüche kritisch zu verstehen.

Am Anfang waren die Therapeutinnen selbst für das Fensterputzen zuständig oder hatten Dienstzeiten von 48 Stunden. Dann wurden zunehmend Prozesse für Akzeptanz und Integration von Menschen mit Behinderung in Gang gesetzt. Unermüdliche Aufklärungsarbeit aller Beteiligten und politisches Engagement hat das Rehabilitationszentrum mit seinen Schwerpunkten werden lassen, was es heute ist: eine moderne Einrichtung.

Gehen Sie mit uns auf Zeitreise und machen Sie sich selbst ein Bild. Auf den folgenden Seiten werden 40 Jahre Rehabilitation lebendig.

Die Redaktion



60er

„Schwester Käthe ist unser Vater“

Die legendäre Schwester Käthe... Seit 22 Jahren ist Schwester Käthe Schmidt bereits im Ruhestand, dennoch ist sie immer noch in Herzen und Köpfen von momentanen und ehemaligen Bewohnern und Mitarbeitern des Hauses präsent. Wer auch immer im Fürst Donnersmarck-Haus von Schwester Käthe spricht, hat so einen gewissen Unterton in der Stimme,

Respekt und Bewunderung schwingen mit. Eine leitende Mitarbeiterin der Stiftung meinte sogar: „Schwester Käthe war immer mein Vorbild.“

Bei folgendem Interview hatte ich persönlich die Gelegenheit, Schwester Käthe kennen zu lernen. Ich verstehe nun, warum diese Frau in einzigartiger Weise das Fürst Donnersmarck-Haus geprägt hat und bis heute nicht vergessen wurde. Sie hat nichts von ihrer Ausstrahlung eingebüßt.

Schwester Käthe, wie lange haben Sie im Fürst Donnersmarck-Haus gearbeitet und wie kam es dazu?

Ich habe im Fürst Donnersmarck-Haus von 1966 bis 1981, also 15 Jahre, gearbeitet. Vor mir gab es kurz drei andere Leiterinnen, die aber aus verschiedenen Gründen mit der Leitung des Hauses überfordert waren. Ich hatte das Glück, dass ich die idealen Voraussetzungen für diese Tätigkeit mitbrachte. Vor meiner Schwesternausbildung war ich Lehrerin. Ich brachte meine kaufmännischen, erzieherischen und pflegerischen Kenntnisse ein. Anfangs wurde ich als Krankheitsvertretung eingesetzt und erwies mich wohl als kompetent das Haus zu leiten, und so wurden 15 Jahre daraus.

Wie waren die finanziellen Verhältnisse damals?

Der Verein zur Förderung evangelischer Heime für körperbehinderte Kinder, der das Heim 1963 gegründet hatte, merkte schnell, dass er sich finanziell übernommen hatte. Glücklicherweise übernahm die Fürst Donnersmarck-Stiftung 1964 die Trägerschaft des Hauses. Wir waren ja für damalige Verhältnisse eine teure Einrichtung. Das lag daran, dass wir von Anfang an teure Therapeuten beschäftigen



mussten, die nach BAT bezahlt wurden, um das Rehabilitationsziel zu erreichen. Wir bekamen einen Tagessatz von 13 Mark, andere Einrichtungen nur ca. 5 bis 6 Mark. Mir war u.a. auch die Ernährung der Kinder wichtig. Ich musste anfangs z.B. mit den Kostenträgern streiten, warum wir unseren Kindern teuren Saft und keinen billigen Sirup geben wollten.

Außerdem mussten wir am Anfang um jedes Paar Schuhe kämpfen. Die Federfuchser wollten nur Hausschuhe bewilligen, meinten, was brauchen die Kinder Stiefel, wenn sie doch im Rollstuhl sitzen?

Wie reagierte die Öffentlichkeit auf das Heim?

Mit den Frohnauern war es anfangs nicht einfach. Frohnau war ja doch sehr elitär, wenn wir mit unseren Kindern auftauchten, wurden wir schon mal schief angesehen. Mir wurde schnell bewusst, dass ich viel Aufklärungsarbeit leisten muss. Ich hielt Vorträge u.a. vor Mütterkreisen, Seniorenrunden und in Kirchengemeinden. Es klingt wahrscheinlich eigenartig, aber die Fälle der Kinder mit Conterganschäden haben uns sehr geholfen. Erstmals wurde das Bewusstsein geweckt, dass es Behinderung ohne Schuld



gibt. Es wurde generell leichter über das Thema Behinderung zu sprechen.

In der Schule hatten die Heimkinder natürlich einen Sonderstatus. Einmal wurden sie damit konfrontiert, dass sie ja keine Verwandten hätten. Darauf hin meinte

einer unserer Jungs: „Doch, ich habe eine Oma (A.d.R.: Oma Schmidt, die Mutter von Frau Schmidt), den Onkel Schwarz (A.d.R.: der damalige Hausmeister), ich habe Tanten (A.d.R.: die Erzieherinnen), und Schwester Käthe ist unser Vater.“

Dr. Stope gab mir viel Rückhalt, er sagte, dass wir die Kinder nicht in Watte packen müssten, wenn sie sich was zutrauen, dann können sie das auch. Wir hatten oft Gastkinder (A.d.R.: zur Kurzzeitpflege), die wurden zuhause überbehütet. Bei uns blühten sie richtig auf. Es gab eine Mutter, die hatte ihrem Kind im wahrsten Sinne des Wortes das Essen vorgekaut. Bei uns lernte es allmählich selbst zu essen. Die Familie staunte nur.

Wie sah Ihr Arbeitstag aus?

Ich hatte damals einen sehr langen Tag, begann oft schon um halb Sieben, nur das Küchenpersonal war vor mir da. Und der Arbeitstag ging oft bis spät abends.

Einmal meinte einer der Jungs: „Ich weiß gar nicht, warum wir eine Nachtwache haben, Du bist ja ohnehin immer da.“

Aber dann wurde ich krank und Herr Richter übernahm meine Vertretung. Danach waren Herr Richter als pädagogischer Leiter und Frau Berger als Sozialarbeiterin immer morgens da und ich konnte ausschlafen. Oft saß ich bis 22 Uhr im Büro. Das war auch die beste Zeit, um Büroarbeiten zu erledigen, denn das Telefon klingelte dann nicht mehr. Ab und zu kam ein Kind herein und fragte, was ich gerade mache.

Natürlich wurde ich auch nachts gerufen, dann kam ich im Morgenrock auf die Gruppe. Das fanden die Kinder wunderbar. „Schwester Käthe, wo ist denn Dein Hut?“ (A.d.R.: die Schwesternhaube), fragten sie mich dann immer.



Wie würden Sie Ihren Führungsstil beschreiben?

Ich habe mich einfach nach den Gegebenheiten gerichtet. An und für sich bin ich geduldig und langmütig, habe immer einen langen Atem gehabt und auch viel Verständnis für die Erzieher, wenn sie Schwierigkeiten mit den Kindern hatten. Aber wenn es mir zuviel wurde, konnte ich auf den Tisch hauen. Aber wenn's gesagt war, dann war es für mich erledigt und ich ging wieder zur Tagesordnung über. Das verstanden manche nicht, dass ich dann wieder ganz sachlich sein konnte.

Mit den Erziehern der 68er Generation hatte ich schwere Auseinandersetzungen. Es sind nicht viele von denen geblieben, aber die geblieben sind, haben dann gelernt, dass man nicht zu antiautoritär sein darf.

Woran erinnern Sie sich besonders gern?

An unsere gemeinsamen Feste das ganze Jahr über. Besonders die Adventszeit haben wir schön gestaltet. Wir gingen z.B. morgens mit den Größeren über alle Gruppen und haben die Kinder mit Adventsliedern geweckt. Unser Hausmeister baute eine Krippe, in die jedes Kind, das besonders artig war, Stroh für das Christkind legen durfte. Das hat ihnen großen Spaß gemacht. Durch die Unterstützung des Rotary Clubs konnten wir den Kindern auch schöne Weihnachtsgeschenke machen. Und bei unseren Faschingsfeiern konnte jedes Kind dank der Kreativität der Erzieherinnen in eine besondere Rolle schlüpfen.

Wir haben aber nicht nur die traditionellen Feste gefeiert, sondern aus kleinen Dingen ein Fest gemacht. Wir haben die Kinder an allem teilhaben lassen. Zum Beispiel als das Namensschild des Fürst Donnersmarck-Hauses angebracht wurde, standen alle um den Hausmeister herum und beobachteten jede seiner Bewegungen. Es war immer beglückend, die Anteilnahme der Kinder an jedem Geschehen zu beobachten.

Und natürlich unsere Sommerreisen. Ich weiß noch, als wir die erste unternahmen, halfen alle mit beim Packen. Stube, Kammer, Küche packten wir ein, z.T. in Kartons, denn wir hatten gar nicht so viele Koffer.

Was war weniger schön während Ihrer FDH-Laufbahn?

Es gab mehrere Todesfälle von Kindern und auch Mitarbeitern, das war natürlich traurig. Aber es wurde durch die Gemeinschaft aufgefangen, die Kinder verstanden es, sich gegenseitig zu trösten. Sie nahmen stets an Freud und Leid teil.

Der Kampf mit den Ämtern war der wichtigste Teil meiner Büroarbeit, da musste ich manchmal sehr hart sein. Aber grundsätzlich habe ich Probleme immer besprochen und Schritt für Schritt gelöst.

Was war aus Ihrer Sicht das Besondere am Fürst Donnersmarck-Haus?

Wir nahmen die Kinder ja überall mit hin, ließen sie wirklich teilhaben am Alltagsleben, auch wenn es mal schiefe Blicke gab. Unser ganzes Heim war außergeöhnlich. Ich wohnte mit meiner Mutter in der Heimleiterwohnung. Sie war verwitwet und ich nahm sie zu mir. Es war ein Glücksfall, ich konnte sie ins Heimleben integrieren. Als Oma Schmidt wurde sie von den Kindern geliebt, sie haben sich richtig darum geschlagen, mit ihr spazieren gehen zu dürfen.

Frau Schmidt, ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch!

Helga Hofinger



Keimzelle Fürst Donnersmarck-Haus

Flexibilität bei der Veränderung von Betreuungsformen und Betreuungsinhalten für Menschen mit Behinderung war von Beginn der Arbeit im Fürst Donnersmarck-Haus bis heute ein durchgängiges Prinzip. Die unterschiedlichen Behinderungsformen stellten Mitarbeiter und Träger des Rehabilitationszentrums immer wieder vor neue Herausforderungen. Bei der Eröffnung im Jahr 1963 war die Poliomyelitisepidemie, die Anlass für die Planung des Heimes gab, bereits abgeklungen. Die für die betroffenen Menschen erforderliche Hilfe wurde in der Regel ambulant gewährt.

Für Kinder mit Cerebralparese gab es dagegen nur unzureichende Hilfe. Daher suchten die Mitarbeiter des FDH nach therapeutischen und pädagogischen Vorgehensweisen, um den Rehabilitationsgedanken auch bei notwendiger Heimunterbringung von „Spastikern“ gerecht zu werden. Dies geschah von Anfang an in Kooperation mit Angeboten anderer Träger wie der Spastikerhilfe, dem Ev. Jugend- und Fürsorgewerk, den Möglichkeiten des differenziert ausgebauten Berliner Schulsystems sowie dem Know-how von Fachkliniken wie der Kinderklinik Neukölln, dem Ev. Waldkrankenhaus Spandau und der Klinik für Kinderpsychiatrie Wiesengrund.

Über die Jugendämter der Berliner Bezirke und die Fachärzte eines interdisziplinären Kollegiums im Westendkrankenhaus wurden die Probleme von Kindern mit spinal bifida (einer von Geburt an bestehenden Schädigung, die sich durch verschiedene Ausfälle wie unter anderem



durch Querschnittslähmung und Störungen der Blasen- und Nierenfunktion auswirkt) an das FDH herangetragen. Eine Herausforderung für die Teamarbeit in den Gruppen und an die Kommunikation zwischen Pädagogen, Therapeuten und Medizinern verschiedener Fachrichtungen.

In den 70er Jahren kam es im Land Berlin zum Ausbau der Fördermöglichkeiten für Kinder und Jugendliche mit Behinderung in Institutionen wie Heim, Tagesstätte und Schule. In diesem Arrangement war das FDH eine Modelleinrichtung, die sich keineswegs nur als Verfechter der Heimerziehung verstand. Vielmehr gingen von dort auch Impulse aus zur Stärkung der Familie, zur Vermeidung einer Heimunterbringung oder zur Schaffung von entlastenden Kompromissen, mit dem Ziel, familiäre Bindungen auch während eines Heimaufenthaltes zu stützen. Weiterhin wurden über ein Patenschaftsmodell Ersatzfamilien gesucht, die später sogar zum Teil Pflegestellen für Kinder mit Behinderung wurden. Das Land Berlin unterstützte und finanzierte solche Programme in vorbildlicher Weise.

Genauso ließ sich Berlin auch die Versorgung der älteren Jugendlichen und Erwachsenen mit Behinderung einiges

kosten. Allerdings wurden die Gelder nicht vor Ort, sondern in Pflegeeinrichtungen anderer Länder investiert. So geriet Berlin in einen Zugzwang zur so genannten „Fremdunterbringung“, die zunächst nur einen zwangsweisen Umzug junger Menschen von der „Insel Berlin“ nach Westdeutschland beschrieb. Inhaltlich gut fundierte Pädagogik, therapeutische Konzepte und familiäre Bande wurden abrupt beendet und häufig durch Pflege in einem Zimmer mit drei oder gar mehr „Betten“ ersetzt.

Diese Situation setzte im FDH Planungsergien frei. Die engagierten Mitarbeiter im Rehabilitationszentrum konnten nicht zusehen, wie ihre erfolgreiche Arbeit für und mit Menschen mit Behinderung endete, nur weil diese das 18. Lebensjahr überschritten hatten. Die bisherige Arbeit konnte nur einen Sinn machen, wenn die Qualität der Angebote für junge Erwachsene den Standard beibehielt, der körperbehinderten Kindern und Jugendlichen zugestanden wurde.

Gleich nach einer „pädagogischen Wende“ im Heim (die bisherigen geschlechtergetrennten Gruppen wurden halbiert



und es gab nun Wohngruppen mit acht Plätzen für Mädchen und Jungen gemeinsam) im Jahr 1972 gingen die Gedanken weiter. Allen Beteiligten war klar, dass Wohn- und Arbeitsplätze geschaffen werden mussten, die den Anforderungen und Erwartungen junger Menschen mit Behinderung gerecht werden. Hier waren Ideen gefragt, die die „Normalisierung“ als ein Prinzip zur Integration in die Gesellschaft berücksichtigen. Andere Träger schufen Werkstätten, deren Arbeitsangebote sich an den Fähigkeiten der eingeschränkten Menschen orientierten. Wir im FDH entwickelten Wohnkonzepte, in denen Behinderte entsprechend ihrer



70er

Spielplatz, parkähnlicher Gestaltung und Sitzcken regte es zu informeller Kommunikation an. Aber auch im Gebäude selbst wurden Voraussetzungen geschaffen, die nicht nur zur Verbesserung der Therapie und Versorgung dienen. Turn- und Schwimmhalle konnten auch an Sportvereine vermietet werden. Saal und Konferenzraum waren zugleich ein Angebot für Hobbygruppen und Versammlungen. Den veränderten Anforderungen an Wohnqualität entsprachen die vier Jugendheimgruppen, die zwei Gruppen für schwerstbehinderte Menschen und die drei Bereiche mit Einzelappartements. Außerdem wurde ein kleiner Gästebereich mit 26 Betten der ständigen Nachfrage von Behindertengruppen nach preiswerter Unterkunft in Berlin gerecht.

Fähigkeiten zur Sozialisation und eigenverantwortlichen Tagesgestaltung wohnen konnten. Gleichzeitig versuchten wir bei der weiteren Planung auch Menschen mit schwersten Behinderungen gerecht zu werden. Hierzu war eine interne Infrastruktur in der Einrichtung notwendig, die von der Inanspruchnahme vielfältiger Leistungen bis zur eigenständigen Selbstversorgung reichte. Die Einrichtung musste Rückzug in die Privatsphäre, aber auch Kommunikation ermöglichen.

So war das Gelände des FDH nach der Eröffnung eines umfangreichen Erweiterungsbaues im Jahr 1979 frei zugänglich. Es öffnete sich ohne Zaun und Tor zur Nachbarschaft. Mit Bolzplatz, Tiergehege,

In Absprache mit der Senatsverwaltung war ein Teil der Plätze vorrangig für querschnittsgelähmte Rehabilitanden aus dem Behringkrankenhaus gedacht. Allerdings war dieser spezielle Bedarf bei der Eröffnung bereits anderweitig gedeckt, da die Klinik das Prinzip „Rehabilitation aus einer Hand“ verfolgte und sich selbst um Wohnraumbeschaffung kümmerte. Dafür häuften sich Anfragen zur Aufnahme von Menschen mit traumatischer Hirnschädigung. Dies war eine Herausforderung an alle Fachbereiche des FDH, die besonders die Qualifizierung des psychologischen Dienstes erforderlich machte. Neuropsychologische Diagnostik und Therapie wurden unverzichtbare Angebote im Kontext umfassender Rehabilitation. Inzwischen entwickelte sich das FDH zu einem in Berlin und dem Umland nahezu

„konkurrenzlosen Angebot“, wie man mit modernen Worten sagt, zu einer Zeit, in der auch in der Rehabilitation das Prinzip Angebot und Nachfrage galt.

In das Rehabilitationskonzept gehört auch die Einbindung der gewachsenen Strukturen in Frohnau. Die Begegnung mit dem Rollstuhlfahrer gehörte dort mittlerweile schon zur Selbstverständlichkeit. Wenn ein Bewohner aus dem FDH Probleme hatte, wurde nicht mehr wegesehen, sondern Hilfe angeboten. Die Bordsteine waren teilweise abgesenkt. Weitere Schritte in Richtung Barrierefreiheit konnten mit Hilfe von Aktionen



unter Beteiligung engagierter Politiker wie der damaligen Senatorin für Jugend und Sport Frau Ilse Reichel und der Bezirksbürgermeisterin Frau Marlies Wanjura in Gang gesetzt werden. Nach großem Drängen, baute die S-Bahn einen Aufzug. Die Kosten für den Aufzug in der Kirche teilten sich die Landeskirche, die Ev. Gemeinde Frohnau und die Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Unsere „fremdplatzierten“ Jugendlichen hatten wir bei allen Veränderungen nicht vergessen. Wir boten ihnen eine Rückkehr nach Berlin an. Einige haben das Angebot wahrgenommen.

Aber schon während der Planungs- und Realisierungsphase, kamen neue innovative

Ideen zur Vervollständigung des Konzeptes hinzu. Heimaußenwohngruppen für Kinder sollten zur Differenzierung des Kinderheimes beitragen. Zugleich waren sie ein konsequenter Schritt, die integrationsorientierte Pädagogik fortzusetzen. Die Schaffung von Wohngemeinschaften und Plätzen im Betreuten Einzelwohnen verfestigten den Leitgedanken zur „Normalisierung“ und schafften bei Menschen mit Behinderung den Anreiz, ihre Fähigkeiten zur Alltagsbewältigung mit flankierender Unterstützung einzusetzen. Behindertengerechte Wohnungen, integriert in ein Servicehausmodell „Wohnanlage für Behinderte“, gaben Familien mit einem Rollstuhlfahrer oder Rollstuhlbenutzer-Singles die Chancen im grünen Frohnau zu wohnen, sofern sie das kleinstädtische Milieu als Anreiz zur Kommunikation verstehen wollten. Die Wohnanlage sollte darüber hinaus durch Fremdvergabe der Kegelbahn, der Sauna und der Gruppenräume mit Teeküche an Vereine und Hobbygruppen die Hemmschwelle zur Kontaktaufnahme von Menschen mit und ohne Behinderung untereinander erleichtern.

Herausgelöst aus dem Gesamtkonzept des FDHs wurde auch das 1996 fertig gestellte Kleinstheim für zwölf Menschen mit schweren Behinderungen. Bewohner, die schon viele Jahre im FDH wohnten, zogen gerne dorthin um. Für sie war es ein weiterer Schritt in Richtung Selbstständigkeit, auch wenn sie zeitlebens auf pflegerische Hilfe angewiesen bleiben. Die zwei Häuser, dem örtlichen Baustil in



Form von größeren Villen angepasst, wurden im Kontext einer rundum geschlossenen Bebauung erstellt. Nicht alle Nachbarn konnten diese Nähe ertragen. Daraus entstanden Begegnungen persönlicher Art beim Grill oder beim Verteilen der überschüssigen Obsternte, aber auch Kontakte über Rechtsanwalt und Gericht, bei denen es um fadenscheinige Inhalte wie „undurchsichtige Hecke“ oder „Lärmpegel“ ging.

Die Keimzelle Fürst Donnersmarck-Haus war über die geschilderten, nach außen orientierten Differenzierungen, die alle in eigenverantwortliche Arbeitsbereiche mündeten, intern einer kontinuierlichen Veränderung unterworfen. Es wurden ständig neue Förderangebote entwickelt, die meist auf einem differenzierten therapeutisch-pädagogischen Hintergrund basierten. So boten therapeutische Arbeitsplätze Entwicklungschancen für mehrere Bewohner. Einige fanden im daraus entstandenen „Reparaturmobil“, einem steuerpflichtigen Gewerbebetrieb, Dauerarbeitsplätze. Unter dem Namen „Theradruk“ bot die Beschäftigungstherapie im FDH alle Arbeiten an, die in einer Druckerei anfallen. Letztlich wurde das Angebot in die Werkstätten für Behinderte in Glienicke „Nordbahn“ übergeleitet. Für Bewohner, die keine Werkstatt besuchen konnten, wurde das „Textile



Manfred Richter

Gestalten“ entwickelt. In den letzten Jahren ergänzten Freizeitangebote und tagesstrukturierende Maßnahmen die Rehabilitationsbemühungen.

Es gab natürlich auch Tiefen und Strecken großer Skepsis, ob die beschrittenen Wege immer richtig waren. Besonders nach der Wiedervereinigung herrschte Betroffenheit und Unverständnis vor, als die Vorstellung, Berlin würde ein Beispiel für die Gestaltung

von Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderung in den neuen Bundesländern werden, wie eine Seifenblase zerplatzte. Hervorzuheben ist für diese Zeit, dass Senatsverwaltung, Freie Wohlfahrtspflege und Einrichtungen in qualifiziert besetzten Arbeitskommissionen gemeinsam daran arbeiteten, erreichte Standards festzuschreiben. Zugleich lauteten die Arbeitsaufträge aber auch nach Einsparungsmöglichkeiten zu suchen, wobei Entscheidungen zunächst weitgehend als Konsens gefällt wurden.

So sind die bisherigen 40 Jahre FDH nicht nur geprägt von Veränderungen in Richtung Fortentwicklung und Ausweitung der Ressourcen. Die Schließung des Gästebereiches und die geplante Rückverlegung der Bewohner der Außenwohngruppe in das Heimgebäude machen deutlich, dass auch auf gut durchdachte und sinnvolle Angebote verzichtet werden muss, um an anderer Stelle die Qualität zu erhalten. Dies darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass diese Schritte im Kontext der umfassenden bisherigen Angebote Schritte in Richtung Standardverlust sind.

Manfred Richter

Ehemaliger Leiter des Fürst Donnersmarck-Hauses



Damals war alles ganz anders

Erinnerungen an die Anfänge der Therapie im Kinderheim Frohnau

Wenn ich an die Anfänge der Therapie im Fürst Donnersmarck-Haus denke, sehe ich nicht nur die Krankengymnastik-Abteilung vor mir, sondern gleichzeitig die dazugehörige Ergo- und Logotherapie. Jeder weiß: Damals war alles ganz anders...

Die erste Krankengymnastin, Frau Schewe, wurde im April 1963 vor der offiziellen Eröffnung des Hauses eingestellt. Es gab viel zu tun, wenn auch nicht rein krankengymnastischer Art. Die Fenster wurden vom Maurerdreck gereinigt, der Therapieraum musste noch eingerichtet werden, Ämter wurden aufgesucht und auf unsere Einrichtung aufmerksam gemacht. Am 18. Juli 1963 zog das erste Kind ein. Ihm folgten viele.

Ich fing 1967 mit 48 Stunden pro Woche im FDH an. Mit mir waren wir schon zu dritt. Das Haus stand bereits vier Jahre und war mit 52 Kindern voll belegt.

Wir Krankengymnastinnen durften alle die Bobathmethode erlernen. In den 60er Jahren war das keinesfalls üblich. Das Ehepaar Bobath dozierte selbst und mit ihnen durften es nur wenige, so dass die Kurse stets ausgebucht waren.

Die Therapien fanden bei weitem nicht nur in dem einzigen KG-Raum statt. Wir

arbeiteten viel in den Gruppen, gaben Hilfestellungen beim Essen, An- und Ausziehen, wir halfen die Schienen anzulegen, auch mal beim Baden oder Zähneputzen. Neben uns gab es da noch die ErgotherapeutInnen, die damals noch BTs (BeschäftigungstherapeutInnen) hießen, und die einzige Logopädin, die uns zeigte, wie Mundbewegungen stimuliert werden



oder wie man Hilfestellung beim Schlucken gibt. Untermauert wurden unsere Erfahrungen in wöchentlich stattfindenden Therapeutenbesprechungen, die als Ziel hatten, Schwerpunkte in der Behandlung zu setzen.

Allein durch die Nähe der Räumlichkeiten zueinander ergab sich der rege Austausch. Jeder Therapeut oder Erzieher, unsere Heimleiterin Schwester Käthe, der Hausmeister, auch die Bügelfrauen, die neben unserer KG ihren Raum hatten, nahmen regen Anteil an den aktuellen Entwicklungen der Kinder.

Bei schönem Wetter verlegten wir die Therapien nach draußen. Entweder wurden Matten auf die Wiese gelegt und darauf „geturnt“ oder aber wir liefen durch unebenes Gelände im Wald, steigerten dabei die Schweregrade bis hin zum Laufen durch die frisch angelegten Schonun-

gen. Laufbänder, wie es sie heute gibt, hatten wir nicht, auch keine Ergometer, aber Fahrräder, Kinderwagen und Rollatoren, die bis zum Hubertussee führen.

Hervorzuheben ist: Wir hatten Zeit und genügend Personal für diese Unternehmungen!

Gleich neben unserem Therapieraum stand eine Flügelwanne, die immer freitags von uns benutzt wurde. Ich erinnere mich, dass es für uns eine anstrengende Tätigkeit war.



Schon damals fuhr eine Kollegin zur Hippotherapie nach Lübars. Donnerstags war Warmbadetag im Paracelsusbad. Dorthin gelangten die Kinder mit unserem einzigen Heimbus, den der Hausmeister Herr Schwarz fuhr.

Einmal wöchentlich kam unser Orthopäde Dr. Stope zur Visite. Er war Chefarzt im Waldkrankenhaus Spandau, Kuratoriumsmitglied und Mitglied im Rotary Club. Letzteres kam unseren Kindern auf Reisen (es fuhren auch Therapeuten mit) und zu Weihnachten zugute. Die Visiten verliefen sehr konzentriert. Alle Therapeuten sowie der diensthabende Betreuer des Kindes und Schwester Käthe nahmen daran teil. Sie war es auch, die die geschäftlichen Dinge nach der Visite mit Dr. Stope in ihrem Büro regelte. Die Vorstellung eines Kindes erfolgte immer mit Demonstration und fachlicher Diskussion. Der Arzt überprüfte den passgerechten Sitz der Schienen, regte die Änderungen oder deren Neuversorgung an. Zur Fertigung der Schienen fuhr der Hausmeister mit den Kindern und uns ins Waldkrankenhaus Spandau zu Herrn Zimmermann, dem Orthopädiemechaniker. An Ort und Stelle ging das Anmessen,

Gipsen und Ausschränken der Apparate meist problemlos und schnell voran. Gleichzeitig haben wir Therapeuten dabei viel gelernt, so dass wir nach einiger Zeit auch schon mal selbst kleinere Korrekturen vornehmen oder Gipsschalen fertigen konnten.

Zu unserem Aufgabengebiet gehörte auch der Schuhkauf. Unser Fachgeschäft hielt an den vorher angekündigten Einkaufstagen für uns einen Raum frei, weil wir auch hier mit einem vollbeladenen Bus mit Kindern vorfuhren.

Abschließend möchte ich noch die mir unvergesslichen Sprechstunden eines Psychologen erwähnen, die im Abstand von 14 Tagen erfolgten. Er lernte unsere Kinder nur durch die Berichterstattung der Erzieher und Therapeuten kennen. Herr Knaufft verhalf uns tiefe Zusammenhänge in dem uns fremden Verhalten des Kindes zu erkennen und darauf verständnisvoll oder therapeutisch zu antworten.



Ute Barchewitz



Ich denke gern an die 60er Jahre, die Anfänge des FDHs zurück und danke denen, die uns das unbeschwertere Arbeiten zum Wohle unserer Kinder ermöglicht haben.

Ute Barchewitz
Fachabteilungsleiterin
Physiotherapie im FDH

Rehabilitation in Frohnau heute – morgen



Die Veränderungen, die 1998 durch die Vereinbarung eines neuen Konzeptes mit der Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales in Berlin ihren formalen Abschluss bzw. den ganz offiziellen Anfang fanden, wurden bereits Ende der 80iger Jahre eingeleitet. In dieser Zeit begann die Spezialisierung des Fürst Donnersmarck-Hauses auf die Rehabilitation von Menschen mit vor allem durch Unfall verursachten Behinderungen. Grund war die Zunahme von Verkehrsunfällen nach der Wende und das Entstehen mehrerer neuer, großer neurologischer Rehabilitationskliniken in und um Berlin.

Es zeigte sich, dass in dem bestehenden System die Anschlussrehabilitation nach dem Aufenthalt in der Reha-Klinik nicht für alle Entlassungskandidaten gewährleistet war. Für Menschen, die nach der Behandlung in einer Rehabilitationsklinik noch nicht wieder selbständig leben können, die aber durchaus noch Rehabilitationspotential haben, um den Schritt in ein selbständigeres Leben zu schaffen, gab es keine adäquaten Fördermöglichkeiten. Wenn nicht Angehörige die Betreuung und Pflege übernehmen konnten, mussten diese Menschen oft in Pflegeheimen untergebracht werden. Diese Lücke erkannte und schloss das Fürst Donnersmarck-Haus mit der Spezialisierung auf den o.g. Personenkreis. Das Jugendheim wurde für diesen Zweck umfunktioniert. Unter der Leitung von Herrn Hesselbach als Heimleiter wurde in enger Zusammenarbeit mit den Therapeuten und Psychologen des Hauses ein differenziertes Konzept zur Anschlussrehabilitation von

Menschen vorwiegend mit komplexen Behinderungen nach Schädel-Hirn-Trauma erarbeitet, umgesetzt und kontinuierlich weiterentwickelt. Besonders produktiv war in dieser Zeit die Zusammenarbeit von Herrn Hesselbach mit dem Psychologen Herrn Bentele. Das nun schon ehemalige Jugendheim heißt jetzt Abteilung Befristetes Wohnen-Rehabilitation und hat 52 Plätze. Pro Jahr werden 25 bis 35 Plätze neu belegt. Für die meisten der Auszugskandidaten aus dem Befristeten Wohnen-Rehabilitation erfolgt der Umzug in eine Wohnform mit nicht mehr so umfassender Betreuung wie in einem Heim. Viele Bewohner ziehen in ambulant betreute Wohngruppen der Fürst Donnersmarck-Stiftung oder in eine eigene Wohnung mit der notwendigen Assistenz.

Als sozusagen Nachfolgeeinrichtung des stationären Bereichs hat sich der ambulante Rehabilitationsbereich unter der Leitung von Frau Moltrecht auch auf die weiterführende Rehabilitation von Menschen mit vorwiegend durch Unfall verursachten Behinderungen spezialisiert. Die Wohngemeinschaften sind über das Stadtgebiet von Berlin verteilt, drei Wohngemeinschaften befinden sich auch in Frohnau, in der Zeltinger Straße und Am Querschlag. In 40 Jahren Rehabilitation in Frohnau sind die Angebote also über das Fürst Donnersmarck-Haus hinaus gewachsen. Das jüngste Kind der Fürst Donnersmarck-Stiftung im Arbeitsbereich Rehabilitation ist der Ambulante Dienst mit Sitz in den Räumlichkeiten der Wohnanlage Zeltinger Straße. Dieser Pflegedienst ist ebenfalls auf die Assistenz von Menschen mit durch Unfall oder

Krankheit erworbenen Behinderungen spezialisiert und stellt zusammen mit den bereits erwähnten ambulant betreuten Wohngruppen und dem Betreuten Einzelwohnen ein wichtiges Nachfolgeangebot für Bewohner des Fürst Donnersmarck-Hauses dar. Ohne diese ambulanten Angebote wäre der Auszug aus dem stationären Bereich nur selten möglich.

Zurück zum Fürst Donnersmarck-Haus.

Hier gibt es mit den Praxen für Physiotherapie, Ergotherapie, Logopädie sowie Hydrotherapie auch noch junge Projekte. Seit 1999 stehen eine Vielzahl von therapeutischen Angeboten auch für Menschen zur Verfügung, die nicht im Fürst Donnersmarck-Haus wohnen. Vorwiegend werden in den Praxen wieder Menschen mit Behinderungen nach Schädel-Hirn-Trauma behandelt. Diese Patienten können so von den langjährigen Erfahrungen der Therapeuten des Fürst Donnersmarck-Hauses profitieren.

Ein Meilenstein aus dem letzten Jahr ist die Einführung von Gruppenleitern im Betreuungsdienst auf allen Gruppen des Fürst Donnersmarck-Hauses. Damit wurde das Strukturteam-Modell, das die verantwortliche Aufgabenverteilung auf vier Teammitglieder vorsah, abgelöst. Wachsende Anforderungen an die Personalsteuerung und -führung hatten diesen Wechsel notwendig gemacht.

Nicht unerwähnt bleiben soll in diesem zusammenfassenden Bericht der jüngsten Etappe von 40 Jahren Rehabilitation in Frohnau die mehrfach notwendigen Auseinandersetzung mit Vergütungskürzungen von Seiten des Berliner Senats. In



Lutz Schneider



diesem Zusammenhang wurden Prozesse und Abläufe immer wieder auf Effizienz untersucht und so an die veränderte Einnahmesituation angepasst, damit die bei uns lebenden Menschen möglichst wenig Leistungskürzungen hinnehmen müssen. Durch den letzten Sparbeschluss des Senats von Berlin werden die Mitarbeiter und Bewohner der entgeltfinanzierten Bereiche zur Zeit vor eine große Herausforderung gestellt. Der zu erbringende Sparbetrag umfasst eine Größenordnung, die zu deutlich spürbaren Leistungskürzungen für unsere Bewohner führt. Leistungen zu kürzen, ist zur Zeit unsere interne Aufgabe, mit Umsicht an der richtigen Stelle. Nach außen hin ist es wichtiger denn je, durch Aktivitäten von Betroffenen und Verbänden auf die verschlechterten Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderungen aufmerksam zu machen.

Trotz zeitintensiver und oft schwieriger Auseinandersetzungen um Einsparungen, gibt es Visionen, die Dank der Unterstützung der Fürst Donnersmarck-Stiftung auch umgesetzt werden können.

Ein Großprojekt für die nächsten Jahre ist die Sanierung und Neugestaltung des ehemaligen Kinderheims, also der Gebäude, die teilweise seit 40 Jahren den baulichen Rahmen für die Rehabilitationsarbeit geben. In der heutigen kurzlebigen Zeit größerer und kleinerer Sozialreformen ein Haus umzubauen, damit es die Konzepte der nächsten 40 Jahre tragen kann, ist eine echte Herausforderung. Das Resultat wird zum 50jährigen Jubiläum von Rehabilitation in Frohnau zu beurteilen sein. Wir können gespannt sein auf die Entwicklungen der nächsten Jahre.

Dipl.-Med. Lutz Schneider
Leiter
Fürst Donnersmarck-Haus

Behindertenhilfe in Berlin

Kennen Sie Herrn Konietzka? Sie werden ihn nur kennen, wenn Sie fußballbegeistert sind.

Als das Fürst Donnersmarck-Haus in Frohnau vor 40 Jahren seine segensvolle Tätigkeit aufnahm, hatte im Jahr 1963 auch die Fußball-Bundesliga begonnen. Herr Konietzka, genannt „Timo“, schoss das erste Tor in dieser neu geschaffenen Bundesliga. Dies geschah in der ersten Minute, sein Verein Dortmund verlor dennoch 2:3 gegen Bremen.

Sie werden sich fragen, was diese Sportgeschichte mit einem Haus, das der Rehabilitation von Menschen mit Behinderungen dient, zu tun hat. Nun: Timo hatte ein Problem mit seinen Füßen. Das ist nicht gut für einen Menschen, der seinen Lebensunterhalt im Wesentlichen gerade mit diesem Körperteil verdient. Er hätte seinen Beruf aufgeben müssen, hätte er nicht Spezialschuhe angefertigt bekommen. Danach war er wieder einsatzbereit, und seine heftigen Schmerzen gehörten der Vergangenheit an.

Ihm konnte mit relativ kleinen Mitteln geholfen werden. Dies kann natürlich nicht für die Bewohner gelten, die im Fürst Donnersmarck-Haus betreut werden. Ihre Beeinträchtigungen sind viel größer. Deswegen bedürfen sie ja auch der Hilfe und Zuwendung von Fachkräften in einer Wohnstätte. Dies geschieht seit 40 Jahren mit großem Erfolg. Viele Betreute konnten nach dem Aufenthalt in der Wohnstätte in selbständigere Wohnformen umziehen. Schon sehr früh hat die Stiftung erkannt, dass Wohnen in einer Wohngemeinschaft zu mehr Selbständigkeit führt und konsequent diese Angebote ausgebaut.

Es war vor über 40 Jahren keinesfalls selbstverständlich, Angebote für schwerst behinderte Menschen zu schaffen und



Vertrauen in die eigene Leistung zu haben, diesen Menschen auch wirkungsvoll außerhalb von Krankenhäusern helfen zu können, Orten, an denen natürlich nicht an die Eingliederung in die Gesellschaft gedacht werden konnte.

Das Fürst Donnersmarck-Haus war eine der ersten Institutionen für Menschen mit schwersten Behinderungen in Berlin. Krankenhäuser oder Heime außerhalb Berlins mussten teilweise die notwendigen spezialisierten Angebote ersetzen.

Die Zahl der schwerst behinderten Menschen war in den ersten Jahren nach der menschenverachtenden Nazidiktatur klein, schwere Behinderungen führten in der Regel zu einem frühen Tod. Der medizinische Fortschritt, aber auch gesellschaftliche Entwicklungen, die uns insbesondere aus Skandinavien erreichten, machten es notwendig und erlaubten uns für die Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen zu sorgen, ihnen den Schritt in die Selbständigkeit zu erleichtern und ihnen die ganze Würde zu geben oder zu lassen. Daran haben viele Menschen in Berlin und insbesondere auch im Fürst Donnersmarck-Haus mitgewirkt. Stellvertretend möchte ich Frau Moltrecht und Herrn Richter nennen, die es mir in verantwortlicher Position in der für Soziales zuständigen Senatsverwaltung nicht immer leicht gemacht haben und die ich deshalb schätze, weil sie für ihre Betreuten mit fairen Mitteln massiv eingetreten sind. Durch das Engagement

vieler Verantwortlicher in gemeinnützigen Vereinen im Zusammenwirken mit politisch Verantwortlichen aller Parteien war es möglich, in Berlin ein weites Netz an Hilfen im stationären und ambulanten Bereich für Menschen mit Behinderungen aufzubauen und Berlin auf den Weg zu einer behindertengerechten Stadt zu bringen.

Als Großvater, der sein Enkelkind auch im Kinderwagen ausführt, wird mir sehr bewusst, wie wichtig es war, Fußgängerüberwege abzusenken, Busse und Bahnen zugänglich zu machen und zu versuchen, bei den Mitbürgerinnen und Mitbürgern Hilfsbereitschaft auszulösen. Die noch bestehenden Mängel sind allerdings weiterhin sichtbar. Dies sind Mängel, mit denen Rollstuhlbenutzer jeden Tag zu kämpfen haben. Im berechtigten Zorn über noch bestehende Unzulänglichkeiten dürfen die erheblichen Fortschritte aber nicht untergehen, die in Berlin bereits erzielt werden konnten. Das Telebus-System zähle ich dazu.

Für diejenigen, die der stationären Hilfe bedürfen, konnten quantitativ und quali-



tativ über das ganze Stadtgebiet verteilt gute Angebote geschaffen werden. In Berlin ist es dank des Engagements vieler und der nachhaltigen Unterstützung der so oft gescholtenen Politik gelungen, innerhalb von nur 10 Jahren über 1000 Plätze für Menschen mit schweren Behinderungen in Wohnstätten und über 600 Plätze in Wohngemeinschaften zusätzlich zur Verfügung zu stellen. Bauanstrengungen waren dafür notwendig und insbesondere finanzielle Ressourcen. Dies war nur möglich, weil die Gesellschaft sich ihrer Verpflichtung für Menschen, die der Hilfe bedürfen, bewusst war. Die finanziellen Mittel sind in Berlin – wie wir alle wissen – inzwischen noch begrenzter als in früheren Jahren. Trotz dieser Belastungen sind die Einschnitte, die Mitte dieses Jahres auch in der Behindertenhilfe gemacht worden sind, gerade noch tragbar. Auch für die Bewahrung des jetzt Erreichten ist gesellschaftlicher Konsens dringend erforderlich. Wir alle müssen weiter dafür kämpfen.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass die meisten Menschen dieser Erde die Worte Richard von Weizsäckers „Es ist normal, verschieden zu sein“ nicht nur schön finden, sondern danach zu handeln auch im täglichen Miteinander als Bereicherung empfinden. Die Fröhlichkeit und Spontaneität eines geistig behinderten Menschen kann ebenso bereichern wie das Leben eines Rollstuhlnutzers, der seine oder ihre Situation vorbildlich meistert.

Ich bin sicher, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Fürst Donnersmarck-Stiftung weiterhin für das Wohl der von ihnen betreuten Menschen mit ganzer Kraft eintreten.

Die Stiftung beglückwünsche ich zu 40 Jahren vorbildlicher Arbeit und verbinde dies mit den besten Wünschen für die Zukunft.

Werner Herzog

Ehem. Referatsleiter für Behindertenpolitik der Senatsverwaltung Berlin

„Machen Sie weiter so!“

Grußwort der Bezirksbürgermeisterin von Berlin-Reinickendorf, Marlies Wanjura

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, liebe Bewohnerinnen und Bewohner, liebe Angehörige, Gäste und Freunde,

zum diesjährigen Sommerfest feiern wir einen runden Geburtstag, 40 Jahre im Dienste von Menschen mit Behinderungen. Eine Mitarbeiterin der Fürst-Donnersmarck-Stiftung sagte einmal: „In unserer Arbeit bemühen wir uns, Hilfen zu geben, wo es nötig ist, ohne die Betroffenen zu bevormunden. Wir sind bereit, neue, schwierige und ungewöhnliche Wege zu gehen und zu ebnen.“ Dieser Satz drückt aus, dass ein immer währender Entwicklungsweg beschritten wurde, zu dem alle ihre Erfahrungen, Wünsche und Hoffnungen beigetragen haben.

Daraus ergibt sich das besondere Profil des Hauses: Bei jedem einzelnen Menschen mit Behinderung wird auf sein persönliches Bedürfnis eingegangen. Die ganzheitliche Betrachtungsweise des Menschen im ärztlichen, therapeutischen und pädagogischen Bereich und auch die vielfältigen Möglichkeiten im Freizeitbereich stellen eine alltagsbezogene Rehabilitation dar und bieten den Bewohnerinnen und Bewohnern eine neue Lebensperspektive.

Seit der Eröffnung des Kinderheimes Frohnau im Jahre 1963 und der Übernahme am 01.04.1964 durch die Fürst-Donnersmarck-Stiftung wurde in den 70er Jahren durch An- und Neubauten eine Wohnanlage geschaffen, die über die Grenzen Reinickendorfs hinaus bekannt ist. Die Chronik zeigt, dass aus einem Rehabilitationszentrum für körperbehin-



**Bürgermeisterin
Marlies Wanjura**

derte Kinder eine moderne Einrichtung entstanden ist, die sich fest in Frohnau etabliert und integriert hat.

Ich wünsche uns allen heute ein paar gesellige Stunden und interessante Gespräche beim Sommerfest. Der Einrichtung wünsche ich auch weiterhin viel Erfolg in ihrer wichtigen Arbeit. Machen Sie weiter so!

*Herzlichst Ihre
Marlies Wanjura*

40 Jahre Fürst Donnersmarck-Haus

Telefon schellt, Herr Schneider ist dran: „Wir brauchen noch einen Artikel für die WIR-Zeitung, 40 Jahre Fürst Donnersmarck-Haus aus Sicht der Geschäftsführung. Sind sie einverstanden?“ „Klar, was soll ich schreiben? Das Fürst Donnersmarck-Haus – Zentrum der Rehabilitation der Stiftung, oder über die Bedeutung des großen Tankers, den man nicht um die Ecke fahren kann, und der Beiboote, sozusagen im Geleitzug der Stiftung, oder stimmt das Bild nicht mehr?“

Als ich 1997 in die Stiftung kam, sagte man, wenn das Fürst Donnersmarck-Haus hustet, hat die Stiftung Schnupfen, und zumindest in betriebswirtschaftlicher Sicht ist es bis heute so geblieben, wenn auch ein anderes großes Projekt, das Hotel in Rheinsberg, hinzugetreten ist.

40 Jahre Fürst Donnersmarck-Haus lenken den Blick zurück auf den Anfang der 60er Jahre, als die Stiftung ihre ersten großen Investitionen tätigte. Die Schädestraße wurde gekauft, zum sogenannten Versehrtenheim umgebaut, und 1963 wurde das Ev. Kinderheim Frohnau, das sich in wirtschaftlichen Schwierigkeiten befand, durch die Fürst Donnersmarck-Stiftung übernommen.



Damals führte das Haus Frau Heti Günther. Wenn Sie sich den Schriftwechsel seinerzeit anschauen, gab es schon damals ein heftiges Ringen zwischen Leitung und Mitarbeitern um die pädagogischen Inhalte, Konzeptionen und die Leitungs- und Führungsstrukturen. Frohnau ist das Kernland der Stiftung, die Rehabilitation im dann später entstandenen Ev. Rehabilitationszentrum ist der Kernauftrag, den der Stifter 1916 im Auge hatte. Dies wurde in den vergangenen 40 Jahren in Frohnau beispielhaft realisiert und umgesetzt. Ebenso wie die Versorgung der zurückkehrenden Kriegsverletzten 1916 eine Aufgabe war, die neuer Überlegungen und neuer Einrichtungen bedurfte, so ist die Rehabilitation von Schädel-Hirntraumatisierten Menschen in den letzten drei Jahrzehnten eine Aufgabenstellung, die zwischen medizinischer Rehabilitation und pädagogisch-lebenspraktischer Wiedereingliederung eine ganz besondere Herausforderung an Mitarbeiter und Institution stellt.

Wenn ich heute auf dieses Rehabilitationszentrum schaue, dann denke ich zuerst an die vielen Menschen, die hier Hilfe

und Unterstützung gefunden haben, ihr Leben neu zu organisieren und zurückzufinden in den Kreis der Gesellschaft. Da scheint es mir geradezu logisch, dass ein solcher Prozess immer auch begleitet war von lebhaften Auseinandersetzungen und intensivem Ringen um die richtigen Konzepte, die Art und Weise der Leitung und der Begleitung dieser Rehabilitationsprozesse.

Gleichzeitig hat die Hausleitung über ihre Leitungsaufgaben hinaus, und hier sind ganz besonders Schwester Käthe und Diakon Richter hervorzuheben, dafür gesorgt, dass die Belange der Menschen mit Behinderung nicht zu kurz gekommen sind in unserer Gesellschaft und die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt wurden, um diese schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe zu leisten.

Auch heute, wenn wir uns wieder treffen bei intensiven Struktur- und Finanzierungsfragen, bleibt das unsere Aufgabe: einzutreten für diesen Personenkreis, der nicht ohne Weiteres für sich selbst sorgen kann, und Weiterführen des Diskussionsprozesses um die angemessene Form von Konzepten und Betreuung. Die Entwicklung stagniert nicht.

So gratuliere ich Ihnen, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, zu diesem Jubiläum und danke für die hervorragende Rehabilitationsarbeit, die geleistet wurde. Mit dem Blick nach vorne, verspreche ich Ihnen: Wir werden dafür sorgen, dass auch in Zukunft Rehabilitation in der Fürst Donnersmarck-Stiftung im Zentrum des Geschehens bleibt. Wir werden im gesellschaftlichen Prozess für Teilhabe, Gleichstellung und Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderungserfahrung eintreten.

Wolfgang Schrödter

Geschäftsführer der
Fürst Donnersmarck-Stiftung

FDH – eine Chronik

10.2.1958 Gründung des „Vereins zur Förderung von evangelischen Heimen für körperbehinderte Kinder“.

Initiative durch Marianne Schlegelmilchs „Pflegerest für körperbehinderte Kinder“, Kinderlähmungsepidemien der Nachkriegszeit.

Vorsitzende Dr. Magda von Tiling, Ehem. Leiterin der „Wohlfahrtschule in Ev. Johannesstift“, Therapie und Pädagogik für Betroffene.

Ärztl. Fachberatung durch Dr. Herbert Stope, Chefarzt der Orthopädischen Klinik im Ev. Waldkrankenhaus Spandau, anerkannter Fachmann für alle Behinderungen mit orthopädischen Begleiterscheinungen.

1958 Überlassung eines 10.000 qm großen Waldgeländes durch die

„Stiftung Fürst Donnersmarck-Institut“ (zuerst Erbpacht, dann Verkauf an den Verein).



16.03.1962 Grundsteinlegung

14.09.1963 Richtfest

01.04.1963 Einstellung erster Mitarbeiter/innen

Fortentwicklung der von Dr. von Tiling erarbeiteten Konzeption



Gisela Rusch

Zaungäste

„Das Fürst Donnersmarck-Haus hat in meinem Leben einen wichtigen Platz eingenommen“

Interview mit Frau Gisela Rusch

Wir haben das Jubiläum unserer Einrichtung zum Anlass genommen, nicht nur aktuelle und ehemalige Bewohner und Mitarbeiter des Hauses zu Wort kommen zu lassen, sondern nachzufragen, wie Außenstehende unser Haus wahrnehmen. Die Nachbarin Frau Gisela Rusch, die sich dem Haus seit vielen Jahren verbunden fühlt, stand mir netterweise Rede und Antwort.

Frau Rusch, wie lange kennen Sie das Fürst Donnersmarck-Haus schon?

Fast von Anfang an. 1964 haben mein Mann und ich das Grundstück neben dem Heim von der Fürst Donnersmarck-Stiftung gekauft, nachdem unser drittes Kind geboren war. Es stand damals ja nur das Kinderheim, rundherum war Wildnis und Gestrüpp. Die Kinder aus dem Heim wunderten sich, dass da plötzlich andere kommen und auf ihrem Gelände Brombeeren pflücken. Später kamen sie einfach über den Zaun. Im April 1967 sind wir in unser Haus eingezogen. Wir waren ja damals am Ende der Welt, von der Lage her.

Zu der damaligen Zeit war die Einstellung zu Menschen mit Behinderung eine andere als heute. Hat Sie persönlich die Nähe zu dem Kinderheim nicht gestört?

Meine Familie hat das nie gestört, wir haben von Anfang an guten Kontakt gehabt. Ich selbst habe ja eine soziale Ader, ich habe als Kinderschwester gearbeitet. Die Kinder waren damals auch nicht so schwer behindert, es waren ja eher Sozialfälle.

Bestand Kontakt zwischen Ihren Kindern und den Heimbewohnern?

Besonders unsere Tochter hat lieber mit den Heimkindern als mit ihren Klassenkameraden gespielt. Die Zeit hat sie sicher sehr geprägt. Als Schülerin hat sie auch im Heim geholfen, sie wollte damals Beschäftigungstherapeutin werden. Heute arbeitet sie in einem Kindergarten. Wie oft haben die Kinder aus dem Heim am Fenster unten gestanden und „Mechthild, komm zum Spielen runter“, gerufen. Als sie einmal Geburtstag hatte, kam zu der Feier plötzlich ein Mädchen dazu, dass mitfeiern wollte. Wir kannten es nicht. Sie brachte ein Geschenk mit, ganz komisch in einen alten Umschlag eingepackt. Zwei Stunden später stand die Betreuerin am Zaun, wie erlöst, denn sie hatte das Mädchen schon überall im Wald gesucht.

Alle drei Kinder haben auch ihren schulischen Sozialeinsatz im Kinderheim gemacht, das war kein Thema. Ich weiß aber, dass viele ihrer Mitschüler eine gewisse Scheu vor dem Heim hatten. Heute noch fragen mich die ehemaligen Heimbewohner, die jetzt in den WGs oder im Heim am Querschlag wohnen, nach meinen Kindern.

Und was noch ganz anziehend war, wir haben direkt am Gartenzaun auf unserem Gelände eine Kiefer stehen, sie war der Kletterbaum. Unsere kletterten darauf, die Heimkinder von der anderen Seite auch. Da hat mein Mann zu Schwester Käthe gesagt: „Das geht doch nicht, wenn die Kinder aber runter fallen.“ Schwester

Käthe, die damalige Leiterin des Hauses, meinte dazu nur: „Das ist unsere Sache, die lassen sie man klettern.“

Sie haben von Ihrer eigenen Akzeptanz gesprochen, von Ihrer sozialen Ader. Wie war das denn für die anderen Nachbarn?

Also, ich weiß nur von einer Familie, der die Nähe zum Heim zu groß war. Die sind dann weggezogen. Aber die hatten auch selbst keine Kinder.

Pflegen Sie heute noch persönliche Kontakte zu Bewohnern des Fürst Donnersmarck-Hauses?

Gerade jetzt im Sommer habe ich oft „Zaungäste“. Es gibt immer Unterhaltung oder Gespräche mit Bewohnern des Hauses.

Außerdem leite ich seit einigen Jahren die Handarbeitsgruppe, die seit den 80er Jahren besteht. Ich bin 1988 als Hilfe aus dem Freundeskreis des Hauses dazu gekommen. Anfangs nahmen daran acht bis zwölf Personen teil. Die Gruppe ist mittlerweile ziemlich klein geworden, denn im Haus leben ja jetzt nur mehr Leute mit schweren Behinderungen. Aber mir macht die Arbeit große Freude. Wir treffen uns jeden Dienstag. Jetzt, wo es so heiß war, habe ich mal Eis mitgebracht, wir trinken Kaffee und unterhalten uns. Es ist schön, die Fortschritte bei den Bewohnern zu sehen. Eine Teilnehmerin konnte am Anfang praktisch kaum sprechen. Jetzt fährt sie alle 14 Tage zur Blisse, um das Sprechen zu trainieren. Eine



„Modelleinrichtung“ – Das Heim hat eine Gruppe für 16 Jungen, eine Gruppe für 16 Mädchen und eine Gruppe für 20 Kleinkinder.

18.06.1963 Aufnahme des ersten Kindes



01.09.1963 Der Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf stellt als Leiterin eine Schwester zur Verfügung (Schwester Heti Günther).

25.10.1963 Offizielle Eröffnung des „Kinderheims Frohnau“ durch Bischof Dibelius.

01.04. 1964 Übernahme des Kinderheimes durch die Fürst Donnersmarck-Stiftung (engagierte Befürwortung durch Kirchenrat Schian).

ab Mai 1966 Leitung des Hauses durch Schwester Käthe Schmidt



Umbenennung des Kinderheims Frohnau in „Ev. Heim zur Rehabilitation körperbehinderter Kinder“.

andere hat Probleme mit dem Kurzzeitgedächtnis, das Sticken ist eine Art Therapie für sie. Sie musste einmal eine Blüte sticken, aber von einer Minute zur anderen vergaß sie wie, und irgendwann klappte es doch, dass sie es behielt.

Sie halten außerdem ab und zu Andachten im Haus.

Ja, das Haus hat ja eine evangelische Tradition. Jetzt finden die Andachten alle 14 Tage statt. Anfangs habe ich nur mitgeholfen, aber jetzt haben wir ein richtiges Team, dessen Mitglieder im Wechsel die Andachten halten. Dazu gehören Mitarbeiter des Hauses, Ehemalige, Pfarrer Albroseheit von der Kirchengemeinde Frohnau und bis vor kurzem fast jahrzehntelang Frau Pastorin Stirm.

Es gibt einen gewissen Stamm von Bewohnern, die immer kommen. Ich habe schon das Gefühl, dass es für die Bewohner wirklich wichtig ist, diese Möglichkeit zu haben, auch wenn ich zu wenig beurteilen kann, wer die Inhalte wirklich aufnehmen kann. Es sind oft die Kleinigkeiten, die eine große Rolle spielen, denke ich.

Gibt es noch etwas, was Sie Ihren Nachbarn aus dem Fürst Donnersmarck Haus sagen möchten?

Das Fürst Donnersmarck-Haus hat in meinem Leben einen ganz wichtigen Platz eingenommen. Gerade wo ich jetzt alleine bin. Ich habe eine Aufgabe, und es ist ja nicht nur, dass ich hier etwas tue, sondern ich nehme auch viel mit – ich gebe meine Kraft und Energie und bekomme Freude zurück. Ich habe viel von den Behinderten gelernt.

Frau Rusch, ich danke Ihnen für das Gespräch!

Helga Hofinger



Wohnen heißt zu Hause sein

Leben im FDH – ehemalige Bewohner im Interview

**Foto oben:
Hans-Jürgen
Neumann**

Ehemalige Bewohner des Fürst Donnersmarck-Hauses blicken zurück auf ihr Leben zwischen Kindheit und Erwachsensein. Die Interviews werfen kurze Blitzlichter auf Lebensgeschichten, die unmittelbar mit dem Fürst Donnersmarck-Haus in Verbindung stehen. Wohnen heißt zu Hause sein; Erwachsen werden heißt, eigenverantwortliches Handeln zu erlernen und Selbständigkeit zu erproben. Zu Leben, heißt so unendlich viel mehr.

„Es sind die Begegnungen mit Menschen, die das Leben lebenswert machen.“

(Guy de Maupassant)

Ich habe mich ganz persönlich gefreut auf die Interviews mit Herrn Hubert, Herrn Funk und Herrn Neumann. Viele Jahre sind vergangen, seitdem jeder von uns das Fürst Donnersmarck-Haus verlassen

hat. Dass es soviel Bereitschaft und Offenheit gab, sich meinen Fragen zu stellen, auch dieses ist gelebter Ausdruck für die Wirklichkeit des FDHs. Gemeinsam haben wir uns auf eine Zeitreise in die Vergangenheit begeben und das Damals wieder zum Leben erweckt. Die unterschiedlichen Erfahrungen und Eindrücke beleuchten, wie es war, im Fürst Donnersmarck-Haus die Kindheit und das Jugendalter oder viele Jahre als Erwachsener zu verbringen.

Die Interviewpartner:

Manfred Hubert, 35 Jahre alt, lebt seit 1991 in einer eigenen Wohnung mit pro Tag 18 Stunden Assistenz durch den Ambulanten Dienst. Herr Hubert hat von 1981 bis 1991 erst im Kinderheim und danach im Jugendbereich gelebt.

Rene Funk, wohnt seit 1991 in der Wohngemeinschaft Kaiserkorso. Er ist heute 41 Jahre alt, davon hat er ungefähr 40 Jahre in Einrichtungen der Fürst Donnersmarck-Stiftung gelebt. 1963 wurde er im Alter von ca. eineinhalb Jahren im Kinderheim aufgenommen. Dort wohnte er bis zu seinem Umzug in den Jugendbereich im Jahr 1980.

Hans-Jürgen Neumann, 54 Jahre alt, lebt seit 1992 in einer Wohngemeinschaft der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Herr Neumann hat ca. 13 Jahre von August 1979 bis Februar 1992 im Fürst Donnersmarck-Haus gelebt.

Doris Brandt, 49 Jahre, hat von 1984 bis 1994 im Jugendbereich des Fürst Donnersmarck-Hauses gearbeitet. Seit 1994 ist ihre Arbeitsstelle im Ambulant Betreuten Wohnen.

Interviews:

In welchem Alter bist Du in das FDH gekommen und wo hast Du vorher gelebt?

Manfred Hubert: Bis zu meinem 13. Lebensjahr habe ich bei meiner Mutter gewohnt.

Rene Funk: Ich wurde mit ca. 1 oder 1,5 Jahren im Kinderheim aufgenommen.

01.04.1970 Die Heimleitung wird durch die Stelle eines Pädagogischen Leiters ergänzt. Herr Manfred Richter übernimmt diese Stelle.

07.08.1967 Erneute Umbenennung; neuer Name: „Fürst Donnersmarck-Haus, Ev. Rehabilitationszentrum für körperbehinderte Kinder“



Dezember 1967 Eröffnung eines Personalwohnhauses (zur festeren Bindung der Mitarbeiter).

17.03.1969 Die Fürst Donnersmarck-Stiftung wird Mitglied im Diakonischen Werk.

1971/1972 Anbau und Umbauten zur Verbesserung der Wohnsituation in den Gruppen.

01.01.1972 Einrichtung einer Sozialarbeiterstelle innerhalb der Heimleitung. Übernahme der Stelle durch Frau Rosemarie Berger.

Leitung des Heimes im Team.

1972 bis 1974 Planung und Durchführung von Erweiterungsbauten zur Intensivierung therapeutischer und schulischer Angebote.



Das Datum ist nicht genau zu ermitteln, da ich zwischendurch wieder ins Krankenhaus zur Behandlung musste.

Hans-Jürgen Neumann: Ich war 30 Jahre alt, als ich in das Fürst Donnersmarck-Haus zog. Davor habe ich bei meinen Eltern gelebt und 3 Jahre im Ev. Johannisstift.

Kanntest Du noch Schwester Käthe?

Manfred Hubert: Ja, aus dem Kinderheim. Ich habe Schwester Käthe bei meinem Urlaub in Rheinsberg wiedergesehen, ich habe mich gefreut.

Das Hotel HausRheinsberg fand ich übrigens total geil. Da es so behindertengerecht ist, habe ich mich gar nicht mehr so behindert gefühlt. Ich war ziemlich überwältigt von dem Angebot und habe mich gut erholt – nur etwas jüngerer Publikum wäre nicht schlecht.

Rene Funk: Ja, natürlich, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich von ihr betreut wurde.

Hans-Jürgen Neumann: Als ich 1968 drei Wochen als Gast im Kinderheim war, habe ich Schwester Käthe kennen gelernt, und Herrn Richter, der zu der Zeit Erzieher im Gruppendienst war. Es waren drei schöne Wochen, es hat mir gefallen.

Welche schönen Erinnerungen hast Du an das FDH? Was hat Dir nicht gefallen?

Manfred Hubert: Im Kinderbereich war das Leben zu sehr reglementiert. Schöne Erinnerungen habe ich an den Jugendbereich, dort konnte man sich relativ frei bewegen, es gab wenig Auflagen, an die man sich halten musste. Was mir auch nicht gefallen hat, war das Doppelzimmer. Ohne Einzelzimmer hatte ich keine ausreichende Intimsphäre. Das Essen hat mir oft nicht gefallen, genauso wie die Lage am Stadtrand.

Rene Funk: Im Jugendbereich habe ich mich nicht so wohl gefühlt, es war sehr anstrengend, allen Forderungen gerecht zu werden. Jeder meiner Mitbewohner war so unterschiedlich, dass mir ein Stück Gemeinschaft sehr gefehlt hat. Zum Glück hatte ich ein Einzelzimmer.

Dahin habe ich mich immer zurückgezogen und so den ganzen Trubel der Gruppe hinter mir gelassen – manchmal sehr zum Unwillen meiner Betreuer.

Manchmal habe ich Einzelreisen machen dürfen mit einem Betreuer, und da habe ich mich denn sehr wohl gefühlt.

Hans-Jürgen Neumann: Vor allen Dingen die schönen Reisen, die wir gemacht haben, England inklusive fünf Tage London, vier Tage Paris, Jugoslawien, Ungarn, Holland, Italien (wo ich auch dieses Jahr wieder hinfahre) und Reisen in Deutschland nach Borkum oder Hessen.

Die Beschäftigungstherapie hat mir ebenfalls sehr viel Spaß gemacht, besonders das Kochen. Ich bin manchmal aus der Vollverpflegung gegangen und habe mir stattdessen kleine Sachen auf der Gruppe selber zubereitet. Bevor ich in der Werkstatt meine Arbeit aufnahm, habe ich stundenweise in der Bibliothek gearbeitet. Das hat mir gut gefallen, denn Bücher mag ich sehr.

Die Räumlichkeiten, diese langen Flure, haben mir nicht zugesagt. Auch jetzt finde ich es noch sehr bedrückend, wenn ich mal wieder im FDH bin. Ich hatte aber ein Einzelzimmer, was ich gut fand.

War das FDH ein Zuhause im Sinne von dazugehören, angenommen sein, Vertrauen haben können, sich wohl fühlen, soziale Kontakte und Bindungen pflegen und erleben?

Manfred Hubert: Ja, ich habe mich zu Hause gefühlt, hatte Vertrauen zu einzelnen Betreuern und soziale Kontakte und Bindungen. Aber angenommen sein? Nein, ich würde sagen, ich habe mich durchgeschlagen.

Rene Funk: Im Kinderheim habe ich mich wohl gefühlt, es war für mich, neben meiner Pflegemutter, zu der ich bis zu ihrem Tod im letzten Jahr Kontakt hatte, meine Familie.

Hans-Jürgen Neumann: Die erste Zeit war sehr schwer für mich. Ich hatte Fremdheitsgefühle, die erst nach längerer Zeit mehr und mehr vergingen. Sicher lag das auch etwas an mir. Nach einiger Zeit

hatte ich dann bessere Kontakte zu einzelnen Betreuern. Zusätzlich war für mich die Gesprächstherapie bei Susan Kabbert sehr wichtig und hilfreich.

Konnte die Gruppe Sicherheit geben? Gab es einen Nährboden für die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls, ein Gefühl der Stärke, der Zuversicht?

Manfred Hubert: Ja, die Gruppe hat mir Sicherheit gegeben. Das FDH hat mir geholfen, zu lernen, mich durchzusetzen. Besonders im Jugendbereich wurde mir gegenüber von einigen Betreuern ganz klar eine Wertschätzung vermittelt und mir Achtung entgegengebracht. Dieses wird gut an dem Beispiel deutlich, wie mit Konflikten umgegangen wurde. Wir haben Konflikte gemeinsam durchgestanden und gemeinsam nach Lösungen gesucht. Es gab kein Zeichen, dass ich von den Betreuern abhängig war. So ist oft Positives aus den Konflikten entstanden und konnte als positive Erfahrung gewertet werden.

Wie hast Du den Betreuerwechsel erlebt, als Enttäuschung, Angst vor Verlusten oder positiv? War ein Wechsel häufig?

Manfred Hubert: Zuerst hieß es immer „wir sind eine große Familie.“ Dann wurde im Kinderheim unsere Gruppe auseinander gerissen – sowohl die Bewohnergruppe als auch die Betreuer. Darauf habe ich ganz empfindlich reagiert, es war eine ganz schlimme Zeit für mich. Dem damaligen Heimleiter habe ich dieses noch Jahre später aufs Butterbrot geschmiert. Im Jugendbereich war es dann besser – dort habe ich dann auch die Freiheit gerochen.

Rene Funk: Im Kinderheim war es für mich schlimm, wenn Betreuer, die ich mochte, weggegangen sind. Aber als ich dann aus dem Jugendbereich in die Wohngemeinschaft gezogen bin, sind zusammen mit mir sowohl Betreuer als auch Mitbewohner ausgezogen. Das war sehr gut für mich und hat Ängste vor dem Auszug nicht entstehen lassen. Ich war sehr froh darüber. Heute fühle ich mich

1974 bis 1976 Planung einer Erweiterung für die Rehabilitation und Betreuung jugendlicher und erwachsener Menschen mit Behinderung.

1976 Auflösung des „Vereins zur Förderung von evangelischen Heimen“. Fortführung als „Freundeskreis für das Fürst Donnersmarck-Haus“.

1976 Erste Trainingswohngruppe für körperbehinderte Jugendliche als Vorläufer für die späteren Wohngemeinschaften.

29.04.1977 Grundsteinlegung eines Neubaus

26.05.1978 Richtfest des Neubaus



1979 Einrichtung der ersten Wohngemeinschaft in der City

01.04.1979 Übernahme der Leitung der Gesamteinrichtung durch Herrn Manfred Richter. Für jeden der drei Wohnbereiche, Kinderheim, Jugendheim und Wohnheim für junge Erwachsene ist eine Heimleitung zuständig. Außerdem entsteht ein integriertes Gästehaus für Gruppen.

25. April 1980 Einweihung des Neubaus

1979 bis 1981 Planung und Verwirklichung einer Wohnanlage für Mitarbeiter des Fürst Donnersmarck-Hauses und für Menschen mit Behinderung nach dem Muster eines Service-Hauses.



hier in der Wohngemeinschaft zu Hause. Ich habe noch viele Dinge dazulernen können. So bin ich in diesem Jahr zum ersten Mal ohne Betreuer nur mit meinem Freund verreist, und ich würde es noch mal tun.

Hans-Jürgen Neumann: Es gab nicht viele Betreuerwechsel, die Gruppe war sehr stabil.

Wie kann man die Atmosphäre des Hauses beschreiben?

Hans-Jürgen Neumann: Für mich war das Haus zunächst ganz ungewohnt! Aber es herrschte eine freundliche Atmosphäre, so habe ich mich dann nach einiger Zeit doch eingelebt.

Hat Dir damals die Institution Fürst Donnersmarck-Haus etwas bedeutet oder waren es die persönlichen Kontakte zu einzelnen Mitarbeitern? Gab es „gute und schlechte Geister“ oder „dunkle Seiten“?

Manfred Hubert: Die Institution habe ich gar nicht wahrgenommen, zugehörig gefühlt habe ich mich allein durch die persönlichen Kontakte zu Mitarbeitern und der Gruppe. Fangen wir doch mit den „guten Geistern“ an, z. B. Lilo Zink, Marlies Baumgart oder Heinz Hesselbach. Neben den Gruppenbetreuern haben sie

sich immer für die Bedürfnisse der Bewohner eingesetzt, uns unterstützt und ermutigt. Sie haben viel dazu beigetragen, dass ich mich wohl gefühlt habe.

Zu den „dunklen Seiten“ zähle ich die dunklen Räume, zu den „schlechten Geistern“ das sehr, sehr dunkle Gefühl vom Leben in einem Getto – außer zu den Mitarbeitern gab es keine Kontakte zu nichtbehinderten Menschen. Man musste schon sehr viel dafür tun, Kontakte nach außerhalb aufzubauen. Als ich dann eine Freundin hatte, hatten wir keine Rückzugsmöglichkeiten, da ich ein Doppelzimmer bewohnte. Auch wurde mir so die ganze Heimatmosphäre bewusst, da ich nicht mal eigene Möbel hatte.

Welche persönlichen Erlebnisse sind Dir wichtig zu erzählen?

Manfred Hubert: Wenn die Betreuer um 22 Uhr aus dem Haus waren, nahmen wir Kochlöffel und Kochtöpfe in die Hand und heraus kam dabei ein hervorragendes Menü. Dass danach die Küche in Schutt und Asche lag, war uns mit unseren vollen Mägen völlig egal.

Rene Funk: Wir haben viele schöne Reisen gemacht, ich war immer gerne dabei. Es war mir auch egal wie lange wir im Bus gefahren sind oder mit dem Flug-

zeug, ich war nie müde und bin immer mit als Letzter ins Bett gegangen und mit als Erster aufgestanden. Ich schwimme auch sehr gerne und gehe gern im Meer baden.

Was war für Dich der Grund Deines Auszugs?

Manfred Hubert: Ich habe den Eindruck gehabt, meine Entwicklung kann im FDH nicht mehr weiter gefördert werden. Ich brauchte neue Impulse, neue Aufgaben.

Selbstbestimmung und Assistenzgedanke, wie verträgt sich das aus heutiger Sicht mit dem Leben in einer Institution?

Manfred Hubert: Ganz eindeutig kann ich sagen, dass ich heute, nach 12 Jahren alleine wohnen in meiner eigenen Wohnung, nach dem Durchstehen der anfänglichen Schwierigkeiten, auf keinen Fall mehr in einer Institution leben möchte. Ich könnte mich nicht mehr an einen festgesetzten Rahmen anpassen. Ich habe gelernt, trotz meiner schweren Behinderung, die es notwendig macht, viel Assistenz in Anspruch zu nehmen, ohne die Sicherheit einer Vollversorgung zu leben und möchte von meiner jetzigen Freiheit nichts mehr aufgeben.

Wurdest Du ausreichend auf Deinen Auszug vorbereitet?

Manfred Hubert: Nein, ich war auf einmal mit zu viel Dingen konfrontiert, die ich vorher nicht geübt hatte, da mir im FDH zu viel abgenommen wurde. Ein Kochkurs z.B. wäre vor meinem Auszug hilfreich gewesen. Es fehlte mir eine psychologische Nachbetreuung. Ich musste mich nach meinem Auszug mit meiner Behinderung außerhalb der Institution auseinandersetzen. So wurde die tatsächliche Behinderung spürbarer, als es jemals im FDH möglich gewesen wäre. Wir hatten ja bereits an anderer Stelle von dem Getto gesprochen, was bedeutet, dass dort alle behindert waren. Und so habe ich unter der Schutzglocke des FDHs meine Behinderung nicht so wahrgenommen.



1981 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Schwester Kätke Schmidt; Schwester Kätke scheidet aus dem Dienst.



1981 bis 1989 Ergänzung der Angebote im Fürst Donnermarck-Haus und weitere Projekte zur besseren Integration der Bewohner/innen in die Struktur Frohhaus.



Beschäftigungsangebot in Form einer Druckerei (Theradruck).

Schaffung „therapeutischer Arbeitsplätze“ in Haustechnik und Hauswirtschaft. Gründung eines „Reparaturmobils“ mit Bewohnern und externen Behinderten unter Leitung eines Handwerksmeisters im Rahmen der FDS Gewerbebetriebgesellschaft mbH.

Gründung einer Integrations-Kindertagesstätte als Elterninitiative (Sonnen-Kita).

Wahl einer Bewohnervertretung

Nach meinem Auszug wurde ich damit in fast unerträglichem Maße konfrontiert.

Hans-Jürgen Neumann: Ja, ich denke schon, jedenfalls kam es zu keinen großen Überraschungen. Vor unserem Umzug hatten wir einige Gespräche als Vorbereitung. Wichtig ist auch, dass sowohl Mitbewohner als auch Betreuer mit in die Wohngemeinschaft umgezogen sind.

Was würdest Du aus Deiner Erfahrung Bewohnern raten, die ausziehen möchten?

Manfred Hubert: Z.B. intensivere Vorgespräche über die Ängste und das Durchsprechen, was alles schief gehen könnte.

Hast Du Dich damals aufs Ausziehen gefreut oder war Dir vielleicht auch ein bisschen mulmig zumute? Was hast Du nach Deinem Auszug vermisst?

Manfred Hubert: Eher Angst, aber die hat mich nicht aufgehalten. Vermisst habe ich die Klingel! Diese Sicherheit, es ist in ein paar Minuten jemand da, wenn ich ihn brauche. Da ich ja nicht allein aus dem Bett aufstehen kann, mich nicht allein umsetzen kann usw., war ihr Fehlen nach meinem Auszug für mich das Symbol dafür, „allein und ohne Hilfe zu sein.“

Hans-Jürgen Neumann: Ja, beides. Ich hatte nicht so genaue Vorstellungen davon, was auf mich zukommt, aber ich kann jetzt sagen, dass es die richtige Entscheidung war. Vermisst habe ich die Therapieangebote und eine Mitbewohnerin.

Besuchst Du das FDH überhaupt noch, z.B. zu den Sommerfesten? Ist Dir das FDH dann vertraut, fremd oder vielleicht auch beides? Gibt es noch Kontakte zu ehemaligen Mitbewohnern?

Manfred Hubert: Ja, aber nicht jedes Jahr. Das ist dann eher witzig, amüsant. An bestimmten Plätzen kommen alte Erinnerungen hoch, und manchmal ist es wie ein Déjà-vu-Erlebnis. Kontakte zu ehemaligen Mitbewohnern habe ich eher wenig.

Rene Funk: Nein, ich habe jetzt hier in der Wohngemeinschaft mein Zuhause.

Hans-Jürgen Neumann: Ja, ich will am 30.8. auch zum Sommerfest kommen. Mir ist alles ziemlich fremd, ich kenne kaum noch jemanden. Es gibt noch zwei Betreuer von meiner ehemaligen Gruppe, die ich noch kenne. Kontakt habe ich zu meiner ehemaligen Mitbewohnerin, die nun aber auch schon viele Jahre nicht mehr im FDH lebt.

Was hat Dir die Kraft für Deinen Auszug gegeben, um das neue Leben in der eigenen Wohnung zu bewältigen?

Manfred Hubert: Meine Lebensphilosophie ist einfach. Ich möchte die Hemmschwelle zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen verringern durch mein Dasein, mein Wirken, mein Auftreten. Ich empfinde meine Behinderung nicht mehr als belastend, sondern als eine Gabe, andere Menschen zu erreichen.

Doris Brandt

Manfred Hubert





Michael Born

Herausforderung zur Selbständigkeit

Interview mit Michael Born

Als in der WIR-Redaktionsgruppe darüber gesprochen wurde, wen man anlässlich des 40-jährigen Bestehens des Fürst Donnersmarck-Hauses von den ehemaligen Kinderheimbewohnern interviewen könnte, fiel mir sofort Michael Born ein. Während meines Erzieher-Praktikums 1979 auf Gruppe 5 des Kinderheimes hatte ich mit ihm und seiner Gruppe den ersten Kontakt zu Menschen mit Behinderung. Wir haben uns seit dieser Zeit nie aus den Augen verloren und uns bei zahlreichen Veranstaltungen immer wieder getroffen.

Lieber Michael, wir bleiben beim Du, da wir uns schon so lange kennen, kannst Du Deinen Lebensweg nach dem Auszug aus dem Kinderheim skizzieren?

Wohnsituation:

Im Alter von 5 Jahren bin ich ins Kinderheim gekommen, erst auf Gruppe C, „der kleinen“, dann auf Gruppe A, das



Herauslösung der inzwischen gegründeten acht Wohngemeinschaften und des betreuten Einzelwohnens aus dem Fürst Donnersmarck Haus. Neuer Arbeitsbereich Betreutes Wohnen.

1993 bis 1996 Planung und Verwirklichung eines Kleinstheimes als Dauerwohnangebot für zwölf mehrfachbehinderte junge Menschen aus dem Fürst Donnersmarck-Haus sowie eines Hauses für eine Wohngemeinschaft und Wohnungen im betreuten Einzelwohnen Wohnheim Am Querschlag.

ab 1998 Überarbeitung der Strukturen unter externer Beratung.

1999 Erarbeitung eines neuen Konzeptes, mit dem Ziel, dem in den letzten Jahren zugenommenen Klientel der hirntraumatisch geschädigten Menschen besser gerecht zu werden. Neue Differenzierung künftig: Kinder- und Jugendheim, Befristetes Wohnen-Rehabilitation, Dauerwohnen.

Initiierung eines Innenarchitektur-Wettbewerbes zur Neugestaltung von Fluren und Foyer des Hauses.



war die Gruppe „der großen Jungs“. Die Gruppen waren, wie es sich zur damaligen Zeit gehörte, schön getrennt nach Geschlecht. Dann kam ich 1974 in die neu



gegründete gemischte Gruppe 5. 1979 bin ich in den Jugendbereich gezogen. Mit meiner Volljährigkeit ging es 1981 weiter in die Zeltinger Straße, in eine Wohngruppe ohne Betreuung aus dem Fürst Donnersmarck-Haus. Von 1985 bis jetzt wohne ich allein in einer eigenen Wohnung in Steglitz. Mein Ziel war es immer eine eigene Wohnung zu besitzen. Dieses Ziel habe ich erreicht.

Schulische/berufliche Situation:

1979 beendete ich meine Schulzeit mit dem Hauptschulabschluss. Von 1979 bis 1981 besaß ich einen Aushilfsvertrag als Telefonist im Fürst Donnersmarck-Haus. Einen therapeutischen Arbeitsplatz hatte ich von 1980 bis 1982 im Büro des technischen Leiters, ebenfalls im Fürst Donnersmarck-Haus. 1982 fragte mich die Stiftung, ob ich mir vorstellen könnte in der FDS Gewerbebetriebsgesellschaft als Bürogehilfe zu arbeiten. Die Frage wurde von mir mit Ja beantwortet. Das Ziel des Reparaturmobiles ist, für Menschen mit Behinderungen einen Arbeitsplatz zu schaffen. Das Reparaturmobil arbeitet hauptsächlich in Häusern bzw. Wohnungen der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Es werden folgende Gewerke ausgeführt: Tischler, Maler, Sanitär und Elektriker. Wir sind zwölf Personen, davon drei Menschen mit Behinderung.

Michael Born

Der Fürst Donnersmarck-Stiftung warst Du ja dann immer verbunden.

Ja, erst als Bewohner im Kinderheim, dann im Jugendheim und danach als Arbeitnehmer. Meine jetzige Wohnung ist aber nicht im Besitz der Stiftung.

Wie viele Jahre warst Du im Kinderheim?

Von meinem fünften bis zu meinem 16. Lebensjahr, genau elf Jahre.

Wieviel Bezugspersonen hattest Du in der Zeit?

Es ist unmöglich, alle zu zählen. Es waren sehr, sehr viele.

Aus Deiner heutigen Sicht, meinst Du, dass dies negativ für Deine Entwicklung war?

Diese Frage kann ich konkret mit Nein beantworten, andererseits ist es für alle Beteiligten schwierig, sich immer wieder auf neue Personen einstellen zu müssen. Weil es Auseinandersetzungen mit anderen Leuten fördert und fordert. Ein Vorteil war aber, dass auf der Gruppe immer etwas los war.

Was hat sich in der Zeit Deines Aufenthaltes im FDH verändert?

Die Gruppengröße hat sich von 16 zu Anfang auf acht Bewohner reduziert. Bis zur Eröffnung des Jugendbereiches war das Klima im FDH sehr familiär, jeder kannte jeden. Das hörte mit dem Neubau auf. Wir waren damals sehr mobil, ich kann mich an Zeiten erinnern, da hatten wir fünf Hausbusse. Jetzt haben sie für das ganze Zentrum nur drei. Die Ausstattung des Hauses wurde in den Jahren ansonsten aber immer besser.

Was war Dein schönstes Erlebnis im FDH?

1968 wurde im Sommer ein großer Reisebus samt Fahrer angemietet. Das gesamte Kinderheim wurde geschlossen. 50 Kinder mit 20 Mitarbeitern sind in die Ferien gefahren. Wir hatten alle viel Spaß auf diesen Reisen.

Was war Dein schlimmstes Erlebnis im FDH?

Die Zeit von 1979 bis 1981 im Jugendheim. Es war ein großer Schritt für mich, mit 16 Jahren aus dem behüteten Kinderheim ins Jugendzentrum zu ziehen, der Wechsel, fort von den jahrelang bekannten Bezugspersonen. Es war auch die schwierige Zeit meiner Pubertät. Mit 18 Jahren bin ich dann aus dem Jugendheim ausgezogen. Das waren zwei Jahre Kampf mit mir, es war für mich eine schwierige Zeit. Aber der Anspruch, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, war stärker.

Hat Dich das Kinderheim stark gemacht?

Das Leben im Heim hat mich herausgefordert, selbständig zu werden.

Es ist mir sehr wichtig zu erwähnen, dass ich mich im Kinderheim sehr wohl gefühlt habe. Wir haben eine strenge, aber dennoch liebevolle Erziehung genossen. Drei von vielen Erzieherinnen und Erziehern möchte ich in diesem Zusammenhang namentlich erwähnen: Schwester Käthe (Leiterin des Kinderheimes), Frau Hees (anfangs Erzieherin im Kinderheim) und Manfred Richter (zuletzt Leiter des FDH).

Michael, ich danke Dir für das Gespräch.

Thomas Boldin



Michael Born

28.09.2001 Verabschiedung von Herrn Richter nach über 38-jähriger Tätigkeit; Verleihung der Wichernplakette durch den Direktor des Diakonischen Werkes Herrn Pfarrer Steinhäuser und der Humboldtmedaille durch die Bürgermeisterin von Reinickendorf, Frau Marlies Wanjura.



Übernahme der Leitung des Fürst Donnersmarck-Hauses durch den Dipl.-Med. Herrn Lutz Schneider

2002 Schließung des Gästebereiches, um die Wohnqualität einer Gruppe im Befristeten Wohnen-Rehabilitation zu verbessern.

Januar 2003 Einführung von Gruppenleitern und Schaffung eines Verbundsystems zwischen den Gruppen.

25.09.2003 Die Einrichtung besteht 40 Jahre.



*Chronik erstellt von:
Manfred Richter und Helga Hofinger*

Nach der Reha – was dann?



80er

Dem Engagement von Herrn Richter ist es zu verdanken, dass die Fürst Donnersmarck-Stiftung unter anderem auch Betreute Wohngemeinschaften für Menschen mit Behinderungen anbieten kann. Die erste „Trainingswohnung“ wurde 1977 im Kinderheim der Stiftung in Frohnau aufgebaut. Die Wohnung befand sich im ersten Stock, einen Fahrstuhl gab es nicht. Die Bewohner mussten unter Mithilfe der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen krabbelnd oder mit großer Mühe das Treppesteigen bewältigen.

Die eigentliche Idee von Herrn Richter, vier junge Menschen mit Behinderungen, deren Rehabilitationsprozess abgeschlossen war, eine Möglichkeit zu schaffen den Alltag in einer normalen Wohnumgebung

zu bewältigen, wurde am 1.12.1979 mit der Gründung der Außenwohngruppe in der Blissestraße 12 umgesetzt. Für die ersten Bewohner dieser Wohnung wurde noch das Ziel verfolgt, diese bei ihrer Verselbständigung zu unterstützen und sie zu ermutigen, nach einiger Zeit in eine eigenständige Wohnung zu ziehen.

Das galt auch für die nachfolgend aufgebaute Außenwohngruppe Berliner Straße, deren Bewohner ebenfalls zu erst die „Trainingswohnung“ im Fürst Donnersmarck-Haus durchlaufen hatten. Beide Außenwohngruppen wurden im Jahre 1987 zu Wohngemeinschaften umstrukturiert.

Aber es gab auch viele Bewohner der Stiftung in Frohnau, die ihr Leben lang in einer geschützten Wohnform leben müssen. Um diesen Personenkreis ein Wohnangebot anbieten zu können, das einer normalen Lebensführung gleicht, wurden die Wohngemeinschaften in der Zeltlinger Straße und in der Gervinusstraße aufgebaut.

Bis heute gibt es in der Fürst Donnersmarck-Stiftung nun zehn Wohngemeinschaften. Ihre Bewohner können durch die Assistenz und sozialpädagogische Begleitung der kompetenten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in einer Wohnform leben, die einer normalen Lebensführung von nichtbehinderten Menschen sehr nahe kommt.

Im nächsten Jahr wird das Betreute Wohnen 25 Jahre alt. Die WIR Redaktion wird dieses Jubiläum zum Anlass nehmen, im Jahre 2004 das Betreute Wohnen ausführlich darzustellen.

Uwe Deutsch-Börner

My home is my castle

Der Wechsel vom Heim in die eigene Wohnung. Ein Interview mit Silvia Gordan

Ein Heim ist eine Institution und dient einem Zweck, hat ein Ziel und verfolgt die sich daraus ergebenden Aufgaben. Damit diese Aufgaben erfüllt werden können, gibt es Strukturen. Als öffentliche Einrichtung unterliegt ein Heim Richtlinien und gesetzlichen Vorgaben.



Silvia Gordan

Bei diesem Interview geht es darum, Spannungsfelder zu skizzieren: Was bedeutet es für das Individuum, in einer Institution zu Hause zu sein? Wie können die Spannungsfelder zwischen Individualität und Anpassungszwang an die Strukturen und Erfordernisse einer Institution, zwischen Privatheit und Gemeinschaftsleben beschrieben werden? Wie fühlt sich ein Leben in der Öffentlichkeit zwischen Institution und Kostenträger an? Steht auf der einen Seite die Sehnsucht, sich von diesen Zwängen und Forderungen zu befreien und auf der anderen Seite die Angst vor der Einsamkeit in den eigenen vier Wänden und die Unsicherheit, ob die notwendigen Assistenzleistungen abrufbar sind? Steht den Entwicklungszielen, die an Hand von Berichten für den Kostenträger dokumentiert werden, die Frage gegenüber, ob die eigenen Ziele, Wünsche und Bedürfnisse allein bearbeitet, bewältigt und durchgesetzt werden können?

Mit dem Zeitgeist wandelt sich auch das Verständnis von Behinderung und Betreuung. Kann sich ein Heim den Erfordernissen des heutigen Zeitgeistes von Selbstbestimmung, Assistenzgedanken, Eigenkompetenzen anpassen? Gilt der Satz: „Ein Bürger, der auf Assistenz angewiesen ist, muss sich mit Flexibilität auf die unterschiedliche Art und Weise seiner Helfer/Betreuer/Assistenten einstellen?“ Oder: „Empowerment“ heißt für Menschen mit Behinderung, dass sie im Rahmen eines Arbeitgebermodells und eines ausreichenden Budgets auch die Kontrolle über Bereiche wie Finanzen, Personal, Organisation usw. erhalten.“

Einleitung:

Frau Silvia Gordan wurde vor 50 Jahren in Potsdam geboren. Sie lebte von 1993 bis 2003 im Fürst Donnersmarck-Haus. Jetzt lebt sie seit einigen Monaten in einer eigenen rollstuhlgerechten Wohnung. Die Einrichtung der Wohnung strahlt viel Wärme und Harmonie aus. Frau Gordan steht eine 24-Stunden-Assistenz zur Verfügung.

Interview:

Bitte schildern Sie uns Ihre jetzige Lebenssituation.

Ich fühle mich wie neu geboren und habe jetzt zum ersten Mal die Chance zu leben, wie ich leben möchte. Ich kann jetzt zum ersten Mal Dinge tun, die ich vorher nicht tun konnte, weil mir keiner dabei half. Es ist jetzt z.B. selbstverständlich geworden, dass ich mich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln bewege. Der Telebus ist sehr hilfreich, aber auch sehr unflexibel. Und allein mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren, ist mir wegen meiner Behinderung zu unsicher. Nun kann ich mit meiner neu gewonnenen Unterstützung durch meine Assistenten auf blauen Dunst in die Welt hineinfahren und so noch unbekannte Ziele entdecken. Dieses zum Thema Mobilität.

Ich habe in diesem Frühjahr und Sommer ein ganz neues Erlebnis der Freiheit und Freude gehabt. Eine ganz wunderbare Erfahrung ist es auch, dass ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben in meiner Wohnung Gastgeber sein kann. Ich hatte gerade Besuch aus Westdeutschland von einer Verwandten mit ihren beiden Kindern, die ich bewirte und beherbergt habe. Und denen ich einen erlebnisreichen Aufenthalt ermöglicht habe, wir haben viel unternommen.

Welche Veränderung in Ihrem Leben ist für Sie nach Ihrem Auszug am bedeutsamsten?

In meiner eigenen Wohnung habe ich einen anderen gesellschaftlichen Status. Ich bin ein Staatsbürger wie jeder andere Mensch und kein Heimbewohner. Ich habe eine ganz andere Verantwortung für mein Leben. Diese Verantwortung ist nicht nur Freude, sie ist auch ein bisschen unbequem.

Wie gestalten Sie die Kontakte zu Ihren Assistenten?

Ich bin dringend auf umfassende Hilfe angewiesen. Ich bezeichne meine Assistenten als meine „Minister“, an die ich Aufgaben delegiere, treffe meine Entscheidungen von Fall zu Fall. Für mich ist es eine interessante Herausforderung, dieses Miteinander zu üben, wir führen auch interessante Gespräche.

Gibt es etwas, was Sie vermissen?

Nein, denn alles was ich vermissen könnte, kann ich mir jetzt selber schaffen.

Sind Sie dem Fürst Donnersmarck-Haus noch verbunden, und wenn ja, wie?

Ich fühle mich dem FDH immer noch verbunden – nicht der Institution, aber den Bewohnern. Immerhin habe ich dort zehn schöne Jahre verbracht. Ich möchte die Lebensqualität der Bewohner dort weiter beobachten und Veränderungen verfolgen.

Was war für Sie der ureigenste Grund für den Auszug?

Von den zehn Jahren wurde es im letzten Jahr plötzlich erheblich anders: Aufgrund der Personaleinsparungen wurden meine Lebensanforderungen nicht mehr angemessen berücksichtigt. Was früher als mein selbstverständlicher Anspruch angesehen wurde, wurde mir jetzt als Hilfe verweigert. Damit war für mich das Signal für einen Rückschritt in meiner Entwicklung gegeben – und da sagte ich mir: „Halt, du bist noch nicht zu alt, um dein Leben hier zu beschließen. Da muss es noch etwas anderes geben.“

Selbstbestimmung in dem festgesetzten Rahmen einer Institution, reicht das aus?

In einem von außen gesetzten Rahmen kann es keine wirkliche Selbstbestimmung geben. Z.B. habe ich keine Möglichkeit auf die Auswahl des Personals Einfluss zu nehmen. Auch die äußere Organisation des Heimbetriebes muss ich mir gefallen lassen. Ich hatte keine Möglichkeit die Auswahl des Essens und den Zeitpunkt der Mahlzeit zu bestimmen. Personal bitten zu müssen und darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Bitte in den Tagesablauf passt, ist etwas anderes als über Dinge zu bestimmen. Jetzt in meiner eigenen Wohnung kann ich z.B. die Pflege meiner Kleidung selbst bestimmen, d.h.: ich muss nicht mehr so genannte „pflegeleichte Kleidung“ tragen, die sich in einem Waschküchenbetrieb eines Heimes pflegen lässt. Also: den Rahmen kann ich mir nur selbst setzen, wenn ich mein Leben selbst bestimmen will.

Welche Brüche und Widersprüche gibt und gab es zwischen Ihren Wünschen und der Realität?

1. im Heim: z.B. Duschen ist für mich ein ganz elementares Bedürfnis, es dient nicht nur der Hygiene, sondern auch der körperlichen Stärkung und der geistigen Erfrischung für den ganzen Tag. Dass ich mich hierbei einschränken musste, einem Gruppenplan unterwerfen musste, hat meine Bereitschaft zur Anpassung weit überschritten.

2. heute in der eigenen Wohnung: davon kann heute keine Rede mehr sein.

Haben Sie sich auf den Auszug gefreut oder gab es Bedenken, Ängste, Unsicherheiten?

Bei meinem ersten Auszugsanlauf vor sechs Jahren, der mir wegen zu hoher Kosten abgelehnt wurde, wollte ich mir den Kampf vor Gericht ersparen, weil ich zudem wirklich auch Bedenken, Ängste und Unsicherheiten hatte. Nach den Erfahrungen der letzten Zeit im Heim wurden aber diese Bedenken, Ängste, Unsicherheiten zweitrangig. Ängste hatte ich nicht, aber Unsicherheit bezog sich darauf, ob ich es wirklich schaffe, die Verantwortung für mein Leben selbst zu übernehmen. Bedenken hatte ich, ob es mir wirklich gefällt, den ganzen Tag in meiner engsten Umgebung Assistenten um mich zu haben. Die Erfahrung der Realität zeigt mir nun, dass die Sicherheit, ständig einen Assistenten in meiner Nähe zu haben, die eventuell damit verbundenen Probleme überwiegt. Wenn ich mit mir allein sein möchte, ziehen sich meine Assistenten diskret zurück, beschäftigen sich selbständig mit den anfallenden Arbeiten in meiner Wohnung oder ziehen sich mit einem Buch in den dafür vorgesehenen Raum zurück.

Was würden Sie aus Ihrer Erfahrung heraus Leuten anraten, die ausziehen möchten?

Ich möchte jedem empfehlen, sich vorher gründlich zu fragen, ob er wirklich und warum er ausziehen möchte. Es darf keine leichtfertige Entscheidung sein. Weil das Leben in Selbständigkeit Anforderungen an die Fähigkeit stellt, jedem Tag einen Inhalt zu geben. Für Menschen, die z.B. erst wieder neue Lebensziele finden müssen, ist ein Leben im Heim durchaus sinnvoll.

Was würden Sie diesem Interview noch gern hinzufügen?

Was ich noch sagen möchte, das sage ich in dem Buch, an dem ich gerade schreibe.

Frau Gordan, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Doris Brandt

Jubiläums-Ständchen für das Fürst Donnersmarck-Haus am 30. August.03



03

Feucht fröhliches Trödeln



Die Voraussetzungen waren gut! Es hatte die ganze Woche über die Sonne geschienen. Am Mittwoch, dem 18. Juni 2003, waren wir frohen Mutes, dass sie es auch an diesem Tag tun würde.

Da im Fürst Donnersmarck-Haus sehr viele Sachspenden von wohlwollenden Menschen eingehen, diese aber manchmal keine Verwendung finden, gab es in diesem Jahr wieder einmal Trödelbedarf. Thomas Boldin (Freizeitpädagoge im Fürst Donnersmarck-Haus) hatte für den besagten Mittwoch in der Tegeler Fußgängerzone einen Trödelplatz reserviert und Mitarbeiter und Bewohner des Fürst Donnersmarck-Hauses eingeladen, sich ihm anzuschließen. Wir nahmen dankend an.

Die Mitarbeiter der Tagesstrukturierenden Maßnahmen (TSM) sehen ihren Aufgabenbereich im Gliedern und Gestalten des Tagesablaufes für Menschen mit intellektuellen Einschränkungen. Dabei geht es u.a. um feste Zeiten, kreative/ handwerkliche Tätigkeiten, Gedächtnistraining und die Eingliederung in die Gesellschaft durch viele Ausflüge und Aktivitäten. Da nun die Teilnehmer der TSM-Gruppen viele Dinge selbst herstellen und die Kapazität eines Zimmers auf der Wohngruppe oder die der TSM-Räume dafür nicht ausreicht, entschlossen sich die Bewohner, die Früchte ihrer Arbeit in bares Geld umzusetzen.

Am Morgen des 18. Juni ging es so richtig ans Eingemachte. Das Wetter war

vorerst nicht abzuschätzen, nach Sonne und 25°C sah es aber nicht aus, das ahnte man jetzt schon. Wir hatten einen Hausbus für den Transport bestellt und fingen an, alle herangebrachten Sachen darin zu verstauen. Als wir damit fertig waren, hätte jeder Rollifahrer den Bus ohne Rampe betreten können, denn der Asphalt kam bedenklich nah. Wir fuhren nun zu dritt nach Tegel, Thomas Boldin, Markus Kappel (ehrenamtlicher Mitarbeiter des Freizeitbereichs) und ich. Die Abmachung war, dass die ersten „TSMler“ gegen 10 Uhr in Tegel eintreffen würden, um bis zum Mittagessen hemmungslos zu „trödeln“. Nach dem Mittagessen sollte sie dann die nächste Gruppe ablösen.

Als wir am Trödelplatz ankamen und gerade im Begriff waren den Stand unter der Tegeler-Center Brücke aufzubauen, kam ein adrett gekleideter Mann, der sich als Chef des „Tegel-Centers“ vorstellte. Er wies uns darauf hin, dass dies nicht die reservierte Stelle sei. Wir sollten unseren Stand zehn Meter weiter platzieren. Wir taten wie uns geheißen, wobei uns der Blick nach oben ein wenig zu denken gab. Die Wolkendecke wollte nicht aufreißen. Wir verteilten die Trödelsachen auf Tapentischen und stellten diese in einem Quadrat auf, wobei sich das „Verteilen“ eigentlich den ganzen Tag hinzog; man fand in den Tiefen der Kartons immer neue interessante Sachen. Von Büchern über Puppen, He-Man-Figuren, Lego, kleine Fahrräder oder Gesellschaftsspiele bis Selfmade-Tongegenstände und bemalte bunte Tücher, wir hatten alles im



Programm. Markus fügte außerdem jedem verkauften Artikel eine FDH-Broschüre und/oder einen Prospekt hinzu, so dass jeder wusste, bei wem er da gerade das Matchboxauto oder das Kinderfahrrad gekauft hatte.

Dann kam, was sich die ganze Zeit angedeutet hatte: es fing an zu regnen. Zuerst nur leicht, wir hofften, dass es dabei bleiben und bald wieder aufhören würde. Also legten wir eine extra bei Bauhaus gekaufte Plane über die Trödelsachen und beteten. Nur sehr wenige potenzielle Käufer blieben stehen und stöberten. Die Planen schreckten ab. Nach gut einer



Stunde Sitzens im Regen wurde der Entschluss gefasst trotz Anweisung des Tegel-Center-Häuptlings unseren Stand unter die Brücke zu verschieben, auch wenn die Gefahr bestand, wieder an unseren alten Platz zurückgeschickt zu werden. Der Umzug des Standes war dann leichter als man annahm, obwohl es ein Tapetentisch nicht schaffte und auf der Strecke blieb (meine Gedanken sind jetzt bei ihm). Sofort als die Planen weg waren und der Stand im Trockenen, kamen die Center-Besucher, scharrtten sich um die Tische, stöberten und kauften. Jetzt fing das Trödeln richtig an. Es hätte alles so schön sein können, wenn da nicht zwei ordnungsliebende Tegel-Center-Angestellte gewesen wären, die uns in unsere Schranken und zurück auf unseren Platz weisen wollten. Nach einigen Minuten Diskutierens, gaben wir nach und fingen an, die Sachen von A nach B zu räumen. Der Verkauf lief weiter auf einem sehr hohen Niveau. Der



zweite Auftritt der Tegel-Center Crew ließ auf sich warten, aber ca. eine Stunde nach ihrem ersten standen sie erneut vor uns. Diesmal war ihr Ton noch schärfer, und als wir vorgaben, erst um 13 Uhr vom Telebus abgeholt zu werden, da er es vorher nicht schaffen würde, gingen sie mit bösen Worten und grimmigen Blicken davon. So hatten wir uns unseren Trödeltag nicht vorgestellt, keine Sonne, keine Akzeptanz. Doch was war das? Ein heller Strahl kam vom Himmel und fing an, den Tag zu erhellen..., die Sonne kam heraus und es hörte endlich auf zu regnen. Nun konnten wir ein zweites Mal umziehen, zurück an unsere alte Stelle. Mit der Sonne und der neu erworbenen Akzeptanz kam auch die Freude. Der Gedanke an ein vorzeitiges Beenden des Trödeltages war verflogen. So vergingen einige Stunden und wir avancierten zum Mittelpunkt der Fußgängerzone. Die Kinder probierten Spielsachen aus, die Erwachsenen unterhielten sich rege. Vor allem mit Thommy Boldin, der die ganze Fußgängerzone zu kennen schien.



Um 17 Uhr packten wir ein. Viel war nicht mehr übrig. Als wir gegen 18 Uhr fertig waren, hatten wir einen anstrengenden, aber netten und aufregenden Tag hinter uns, und der Erlös konnte sich sehen lassen.

Wenn im nächsten Jahr das Wetter stimmt, steht einem Trödeltag bereits jetzt nichts mehr im Wege.

Jan Wiemer

Praktikant der Tagesstrukturierenden Maßnahmen im Fürst Donnersmarck-Haus



Ein Hauch von Indien

Taxi, Taxi, Madame...?? Taxi??
Ankunft in Indien. Autohupen, Glocken und Rasseln; es ist so laut, dass man sein eigenes Wort nicht mehr versteht.

So beginnt der Diaabend von Claudia Pritzlaff, Ergotherapeutin im Fürst Donnersmarck-Haus, über ihren dreimonatigen Projektaufenthalt in Indien. Die Cafeteria des FDH war dazu in indische Musik und den Duft von Räucherstäbchen gehüllt. Außerdem wurde original indischer Tee gereicht.

Die Begrüßung erfolgte auf traditionelle Art mit „Namashkar“ und einer kleinen Verbeugung des Oberkörpers mit gefalteten Händen. Anschließend erläuterte Claudia Pritzlaff ihre Arbeit in der Schule einer kleinen Dorfgemeinschaft ca. 80 km nördlich von Kalkutta. Sie arbeitete dort mit Vorschulkindern und Schülern der älteren Klassenstufen, bei denen sie Englisch unterrichtete oder Geschichten aus Deutschland erzählte.

Uns erklärte sie die Schulsituation in Indien, wo Schulkleidung Pflicht ist und die Schule sechs mal wöchentlich stattfindet.

Mit bis zu 80 Klassenkameraden sitzen die Schüler mit ihren Heften oder Schiefertafeln auf dem Boden oder an kleinen Bänken. Je nach Alter sind sie in verschiedene Klassenstufen unterteilt.

Claudia Pritzlaff machte uns auch mit einigen Sitten und Gebräuchen in einem kleinen indischen Dorf vertraut: der Sari ist die traditionelle Bekleidung der Frauen. Er besteht aus einem sechs Meter langen Stoff, der sehr kunstvoll gewickelt wird. An einer ZuhörerIn wurde ein Sari gleich mal ausprobiert. Es stellte sich heraus, dass die Handhabung der Stoffmassen einiger Übung bedarf. Ist eine Frau verheiratet, trägt sie an jedem Arm einen roten und weißen Armreif und ihr Scheitel ist rot bemalt.

Über die Essgewohnheiten im Dorf berichtete Claudia Pritzlaff, dass die Bauern ihren Reis selbst anbauen und drei Reismahlzeiten pro Tag essen. Meistens zusammen mit etwas Dal (Linsensuppe) und Gemüse. Fleisch ist nur für Feste wie z.B. Hochzeiten reserviert. Die Gerichte der ländlichen Bevölkerung sind jedenfalls viel einfacher, als wir sie aus unseren indischen Restaurants kennen.

Insgesamt war es ein sehr unterhaltsamer Abend. Es sollten öfter solche Vorträge im Haus angeboten werden.

**Annabella Gronau
und Roland Deerberg,**

Bewohner des Fürst Donnersmarck-Hauses

Ferne Länder – exotische Gärten

Ein Ausflug zur IGA 2003 in Rostock

Voller Tatendurst, großen Erwartungen und immenser Neugierde starteten am 15. Juli 2003 23 Personen, darunter 16 Rollis, von der Blissestraße aus mit dem Reisebus der FDS. Zwar mit einer Stunde Verspätung, – eine Insulinspritze wurde vergessen, Ersatz war leider nicht möglich – aber frohgemut fuhren wir Richtung Rostock.

Unsere Reiseleiterin Ines Voll hatte für ein perfektes „Timing“ des Tagesablaufes gesorgt. Pünktlich erreichten wir die Anlegestelle der Fähre am Fluss Warnow. Eine Stadtrundfahrt in Rostock sollte später durch die Busabfahrtsverzögerung jedoch leider ausfallen – schade. Dafür wurde man aber durch die Ostseeluft entschädigt. Jedenfalls etwas!

In einem Restaurant nahmen wir in großen Suppentellern von „Rosenthal“ stilvoll ein vorbestelltes Essen (Geschnetzeltes mit Reis und Gemüse) zu uns, wenn auch erst nach ca. einstündiger Wartezeit! Damit niemand vor Hunger „vom Hocker fiel“, konnte man sich vorher an die Salatbar halten. Es schmeckte mir recht gut.

Danach ging es zum unmittelbar in der Nähe liegenden Eingang zur IGA. Hier gesellte sich die bestellte Führung zu uns. Als Erstes wurden uns Gräber gezeigt! Nachdem sich die allgemeine Irritation gelegt hatte, konnte man sein Augenmerk auf deren Bepflanzung richten, und diese war wirklich schön anzusehen. Je nach Bedürfnis der Angehörigen der Verstorbenen

gab es kunstvolle Blumen- und Pflanzenarrangements zu bewundern.

Weiter ging es zu den „schwimmenden Gärten“. Auf drei begehbaren Inseln am Warnowufer sah und bestaunte man z.B. auf der „Kargen Insel“ zwölf Meter hohe künstliche Grashalme oder ein Samenkorn auf der „Grünen Insel“. Auf der „Blüteninsel“ konnte man überlebensgroße Blüten bewundern. Verbunden waren die Inseln mit Stegen, deren Geländer die wellenförmige Bewegung des Meeres symbolisierte. Mittelpunkt war der Wassergott „Njörd“ mit seinem Dreizack auf einem Pferd. Toll fand ich auch den „Weidendom“, eine Stätte des Gebetes und der Besinnung. Über allen Attraktionen schwebte die nördlichste Seilbahn Deutschlands mit ihren Panorama-Gondeln. Sie sind auch für Rollstühle geeignet.

Exotisch boten sich China, Japan oder Afrika mit ihren Gärten, Blumen und Tempel dar. Leider blieb uns aus Zeitmangel ein Besuch im Rosengarten, in der Blumenhalle, bei den Balkonbepflanzung oder den Blütenstauden verwehrt, da wir uns hauptsächlich in der Nähe der Ostsee bewegten. Eine kleine Kuriosität am Rande: als ich eine Jazzband an der Seite des Weges fotografierte, war mir so, als ob ich einen Musiker nicht mit im Bild hätte. Ich begann laut zu zählen, wen ich im Sucher erfasst hatte und wer fehlte, als sich der Schlagzeuger meldete. Daraufhin machte ich ein Extrabild von ihm. Er quittierte meine Mühe mit einem Solo! Fand ich irgendwie nett!

Zum Schmunzeln fand ich auch die Begegnung mit einer Möwe: Sie saß auf dem Wellengeländer, vor ihr auf der Bank ein ahnungsloses Pärchen im leisen Gespräch, als ich Lilo bat, doch ein Foto zu machen, da besagte Möwe gerade ihre schönste Seitenansicht präsentierte. Prompt guckte sich das Pärchen um, wollte aufstehen, rückte dann aber vorsichtig zur Seite, und Lilo Kruska konnte ein Bild von dem Prachtexemplar machen.

Leider drängte nun die Zeit, der Reisebus wartete schon. Ein letzter Blick über Wasser, Schiffe und, soweit sie zu sehen war, die IGA 2003. Dann noch ein tiefer Atemzug der herrlichen Ostseeluft, quasi eine „Lungenfüllung zum Mitnehmen“! Bei vielen stand schon fest – eine Wiederholung des Ausfluges wäre wünschenswert, da man doch einiges nicht besichtigen konnte. Das IGA-Maskottchen, die Sonnenblume, lockt auch im Herbst, es ist halt Gartenkunst der Spitzenklasse.

Vielen Dank der guten Organisation der Reiseleitung von Ines Voll und den Helfern (unermüdlich: Lilo Kruska). Ein abwechslungsreicher Tagesausflug ging zu Ende. Die IGA 2003 in Rostock ist noch bis zum 12. Oktober geöffnet.

Hannelore Jerchow

20-jähriges Jubiläum
der Theatergruppe
und Bernd Kummer



Der Kummer ist immer dabei

Anfang April 2003 flatterte mir eine Einladung ins Haus. Eine Einladung der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Sie lud zu einer Festlichkeit zu Ehren Bernd Kummers ein.

Am 14. April vor zwanzig Jahren übernahm Herr Kummer die Leitung der Theatergruppe. Seitdem führt er Regie und inszeniert alles, was auf die Bühne kommt. Das sind die unterschiedlichsten Stücke und Revuen wie z. B. „Der zerbrochene Krug“, „Die Glasmenergie“, „Die kahle Sängerin“, „Der kleine Prinz“ u.v.a. Auch seine „Bilderbögen“ sind sehr verschieden. Mal behandeln sie das alltägliche Leben in Berlin, mal beleuchten sie Preußens „Gloria“. Bernd führt seine Akteure immer wieder zu großen Erfolgen. Er weiß, was in jedem Einzelnen steckt und holt es immer wieder hervor, um es in den unterschiedlichsten Rollen zur Geltung zu bringen. In seinen Adern fließt nicht das Blut der Gruppe A oder B, seins ist Theaterblut.

Im Mai 2003 veranstaltete die Fürst Donnersmarck-Stiftung ein kulturelles Wochenende. Im Rahmen dieser Veranstaltung fand auch eine öffentliche Probe der Theatergruppe statt. Bernd Kummer und sein Ensemble gewährten uns dabei einen Einblick hinter die Kulissen. Das Publikum durfte reinreden und Bemerkungen machen. Obwohl es nur eine Probe war, trugen manche der Darsteller schon Kostüme, die bezaubernd waren. Das Stück, das geprobt wurde, trägt den Titel „Figaros Hochzeit oder der tolle Tag“. Geschrieben wurde es von dem französischen Dichter und Schriftsteller Beaumarchais. Sie wissen sicherlich alle, dass „Figaro“ eigentlich eine Oper ist. Beaumarchais hat daraus ein Theaterstück entwickelt. Damit die Musik aber nicht völlig in Vergessenheit geriet, brachte

Eileen Moritz zwei Arien zu Gehör. Über den Inhalt des Theaterstückes möchte ich lieber nichts Näheres erzählen. Dazu ist die Premiere da. Ich kann Ihnen, liebe Leser, nur empfehlen: Besuchen Sie die Premiere. Sie werden es nicht bereuen. Jeder der Darsteller kommt auf seine Weise „rüber“. Die Fäden liegen dabei einmal mehr in Bernd Kummers Händen. Ich kann nur immer wieder sagen und schreiben: er und seine Truppe sind „spitze“.

Die Wellen der Spree plätschern um das 100 Jahre alte Museumsschiff „Heinrich Zille“. An Bord des Schiffes lassen Schauspieler und Sänger, während einer Fahrt über die Berliner Gewässer, Zilles „Milieu“, das Berlin der Zwanziger Jahre, wieder auferstehen. Und wer verkörpert den Zille? Natürlich Bernd Kummer. Mit Partnerin Imke Barnstedt versetzt er die Zuschauer tatsächlich zurück in die Goldenen Zwanziger Jahre. Zu erleben ist ein Bilderbogen voll deftiger Witze, Berliner Humor und liebenswerten Charmes. Im Eintrittspreis ist zudem die Teilnahme an einem Berliner Buffet enthalten.

Immer freitags geht es los: Abfahrt von der Anlegestelle „Fischerinsel“ in Berlin-Mitte, Nähe Mühlendamm-schleuse und U-Bahnhof Märkisches Museum (Linie U2).

Buchungen:

Historischer Hafen Berlin,

Bamberger Str. 58, 10777 Berlin

Tel.: 030/2 13 80 41, Fax: 030/2 13 80 42

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen an einem besonderen Abend!

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Lieber Bernd, in dieser Zeit hast Du mit Deiner Truppe viel erarbeitet, denn Theater ist eine harte Arbeit. Du hast Freude bereitet, und Freude ist gerade in der heutigen Zeit ein Labsal für die Seele. Ich glaube, ich spreche nicht nur für mich, sondern auch für viele andere Menschen: Wir danken Dir und bitten Dich: Mach weiter so!

Marion Römermann

Mit Herz und Humor



Am 6. Mai 2003 bot uns die Stiftung in der Villa Donnersmarck eine kleine Musikshow-Revue. An einzeln stehenden Tischen mit weißen Tischdecken, Knabbergeback und Dekoration konnte man sein im Eintrittsgeld enthaltenes Freigetränk – Mineralwasser, Saft, Wein, Sekt – genießen. Beginnen wir jedoch mit den Mitwirkenden der Vorstellung:

1 Pianist und Bariton:

Volker Sondershausen

1 Sopranistin und Ansagerin:

Sabine Schwarzlose

1 Altistin und ebenfalls Ansagerin:

Doris Prilop

Nun zu ihrem Programm: Mit viel Humor und großem Können präsentierte das Trio Lieder (z.B. von Brecht), Chansons von Edith Piaf oder Mireille Mathieu und bekannte Schlager von Vicky Leandros u.a. Amüsant war die Version von Tom Jones' „Sexbomb“ – in Zeitlupe! Die Idee dazu war: der Song wurde so oft im Radio wiederholt, dass nun die Luft raus sei, Platte abgeleiert!

Zwischen den Stücken kam es immer wieder zu „Streitgesprächen“ unter den Sängerinnen, wer macht die nächste Ansage, wer führt durch das Programm? Schließlich mischte sich der Pianist ein mit den Worten: „Seid friedlich, Mädels!“ Prompt verbündeten sich beide gegen ihn („Klappe halten und nenn' uns nicht Mädels!“). Wie es eben so ist, wenn zwei sich streiten und ein Dritter sich ungefragt einmischt. Erstaunlich fand ich die Geschichte, bei der jedes Wort mit „L“ anfang, vorgetragen von Sabine Schwarzlose. Ich war so verblüfft, dass ich glatt den Anfang verpasste und den Inhalt vergaß. Na ja, die Geschichte wurde im Eilzugtempo heruntergerasselt, das aber gekonnt – oder kam es mir nur so vor? In seiner



Zartheit hat mich auch ein Duett sehr beeindruckt. Eine immer leiser werdende Melodie – man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Einfach wundervoll waren ebenso die Stimmen.

Neben den Liedern gab es außerdem kritische Songs, z.B. zum Thema „Karriere oder Kind“, gerade bei Künstlern besonders aktuell – pardon, natürlich nicht nur bei ihnen! Ein etwas hart klingender, aber durchaus zutreffender Song, „Schmeiß dein Kind an die Wand“, fasste die Misere zusammen! Übrigens wurde in Englisch/Amerikanisch, Deutsch, Tschechisch, Mährisch-Polnisch, Ungarisch und Französisch gesungen. Toll! Die Vorstellung dauerte knapp zwei Stunden mit einer Minipause. Zeit, um im Vorraum Getränke, Kartoffelsalat, Minibuletten, Brezeln oder Schmalzbrote zu sich zu nehmen bzw. an seinen Platz im Theaterraum zu bringen.

Am Schluss der Vorstellung gab es für das mit viel Arbeit verbundene und noch mehr Herz (ohne „t“) zusammengestellte künstlerische Programm auf sehr hohen Niveau den wohlverdienten Beifall. Ehrlich gesagt, von mir aus hätte das Trio sein Programm von Anfang bis Ende gleich wiederholen können. Ich wäre genauso begeistert gewesen, so gut hatte es mir gefallen. Doch leider ging ein gelungener, abwechslungsreicher und vergnügter Abend, der zum Staunen, Schmunzeln und Lachen Anlass gab, seinem Ende entgegen.

Danke dem Trio und den Mitarbeitern der Stiftung sowie allen Helfern, die dieses Erlebnis ermöglichten.

Hannelore Jerchow

Im Dezember gibt es ein Wiedersehen mit Sabine Schwarzlose und Volker Sonderhausen in der Villa Donnersmack, diesmal mit einer Hommage an Marlene Dietrich.

Termin: Di. 02. Dezember 2003

18.00-20.00 Uhr

Infos unter: Tel. 847 187-0

„Warum sollte ich jemand anderes sein wollen?“

Ein Buch von Fredi Saal,
betrachtet und vorgestellt von
Silvia Gordan

Ein behinderter Mensch ist eine Individualität, die es nicht gäbe, wenn ihr Träger nicht behindert wäre. Deshalb ist eine Behinderung eigentlich auch nichts Bedauerliches, sondern ein selbstverständlicher, naturgegebener Zustand.

Diesen einleuchtenden und gleichzeitig so provozierenden Gedanken führt Fredi Saal in aller Gelassenheit in seinem Buch aus, das den Titel trägt: „Warum sollte ich jemand anderes sein wollen?“

Fredi Saal wurde selbst mit einer schweren spastischen Lähmung im Jahre 1935 geboren. Er galt nach ärztlichen Fehldiagnosen im 7. und 14. Lebensjahr als nicht bildungsfähig. Er lebte jahrelang in verschiedenen Heimen, davon eine Zeit lang in geschlossenen Anstalten für geistig Behinderte. Somit eröffnet die Lektüre seines Buches auch die Chance, die Geschichte des Dritten Reiches und die der Bundesrepublik aus einem speziellen Blickwinkel kennen zu lernen. Seine entscheidende Weiterbildung erhielt Saal nach seinem 18. Lebensjahr durch Teilnahme an Volkshochschulkursen. 14 Jahre war er eingeschränkt berufstätig als Aufzugsführer in einer Schokoladenfabrik. Seit 1960 hielt er Vorträge und publizierte Veröffentlichungen zu Behindertenfragen.

Es ist doch im Grunde ein Trost, dass es Menschen gibt, die durch mehr oder weniger schwerwiegende Besonderheiten, die sie an sich tragen, eigentlich herausfallen aus dieser Gesellschaft mit all ihren Zwängen, die die Menschen gemeinhin

als „normal“ bezeichnen. Wenn man dem Behinderten „erlaubte, ein ihn befriedigendes Dasein zu führen, hätte das auch Auswirkungen auf seine Um- und Mitwelt.“ In solch einer „Gemeinschaft der tätigen Anspannung“, wie Fredi Saal sagt, sind die Behinderten „ein ruhender Fixpunkt.“ „Dafür soll der Behinderte aber nicht in einer besonderen Einrichtung isoliert werden, sondern muss“, – wenn es sein Bedürfnis ist – „in normaler Umgebung wohnen dürfen.“

Die Kosten, in welcher Höhe sie auch immer erforderlich sind, die eine Gesellschaft für die angemessene Behandlung ihrer behinderten Mitmenschen aufbringen muss, sind das undiskutierbare Opfer dafür, dass diese Gesellschaft ihr normales Leben führen kann. Wenn ein behinderter Mensch doch lieber ein anderer, als er eben ist, sein wollte, dann würde er damit etwas schlechterdings Unsinniges und darum auch nicht Wünschenswertes wollen. Denn eine angeborene Behinderung oder eine erworbene, die sich nur auf fragwürdige Weise beheben ließe, würde den Menschen seiner einmaligen Individualität berauben.

In seiner einmaligen Individualität aber hat der Mensch nun einmal einmalige Erlebnismöglichkeiten und somit auch einmalige Lebenschancen und -aufgaben im Zusammenleben mit anderen Menschen – also in seinem sozialen Zusammenhang.

Die Tatsache, dass man als Mensch mit einer Behinderung aufgrund der Bedürfnisse, die man hat, seine Mitmenschen vor Aufgaben stellt, ist ja für diese nicht nur als Belastung zu sehen. Für einen großen Teil der Daseinsgenossen führt das Leben gerade heutzutage auch zur Sinnkrise, weil sie für ihre Energien keine entsprechenden Aufgaben finden können. Indem sie sich einer solchen Aufgabe stellen, können sie auch einen Weg finden zur eigenen Gesundung. – Die französische Philosophin Simone Weil sagte einmal: „Wo ein Bedürfnis ist, da ist auch eine

Verpflichtung.“ Indem sich eine Gesellschaft diesen Verpflichtungen, die ihr aus dem Zusammenleben mit behinderten Menschen erwachsen, angemessen stellt, bringt sie auch sich selbst auf eine humanistische Weise voran auf dem Weg der Menschheitsentwicklung.

Das wesentliche Kennzeichen eines Menschen mit einer Behinderung ist ja dieses, dass er den Leistungserwartungen unserer leistungsorientierten Gesellschaft eigentlich nicht so recht nachkommen kann. Nun stellt sich aber die Frage, ob dies denn wirklich so bedauernswert ist? Fredi Saal sagt: „Es gab Zeiten, in denen die wirtschaftliche Leistung nicht als Inbegriff des menschlichen Lebens galt. Vom Zwang der Erwerbstätigkeit befreit waren im Grunde immer die kulturschaffenden und kulturtragenden Menschen.“ Und so „müsste der Behinderte auch auf ein leistungsfreies Dasein ausgerichtet werden. (...) Aber die Lehrpläne der Schule zwingen schon, das meistens illusorische Ziel einer leistungsorientierten Erwerbstätigkeit anzusteuern.“ Bei einer maßgeblichen Auffassung aber, „dass nur die Menschen Ansehen verdienen, die wirtschaftlich verwertbare Güter hervorbringen, muss der Behinderte dem unerreichbaren Ideal einer Berufstätigkeit nachjagen. Wenn das Ziel nicht erreicht wird, fühlt der Behinderte sich als Versager.“

In Wirklichkeit aber ist es für einen behinderten Menschen gar nicht nötig, einen besonderen „Mut zu seiner Selbstbejahung“ aufzubringen, sofern er nicht in seinem Lebensgefühl verunsichert wird. Denn „Behindertsein hat“ – wie Fredi Saal völlig zu recht feststellt – „einen ureigenen Daseinssinn. (...) Mit der Behinderung ist er ganz er selbst. Seine Behinderung wird von ihm nicht als etwas Fremdes erlebt. Sie gehört zu ihm wie seine Hautfarbe.“ Auch ist es irreführend, von einer „Tragik der Behinderung“ an sich zu sprechen, denn das eigentlich Tragische ist die „Minderbewertung des Leistungsunfähigen“ und die Tatsache, dass „viele Behinderte die Ansicht darüber, was als normal zu gelten hat, akzeptieren“, was

unweigerlich zu „Unzulänglichkeitsgefühlen und Minderwertigkeitskomplexen“ führen muss. – Schließlich handelt es sich um einen „selbstmörderischen Beweis“, den der Behinderte erbringen muss, wenn er sich mit der Ansicht identifiziert, er müsse ebenso tüchtig wie der unbehinderte andere sein.

Darum ist das Wichtigste, was jeder Behinderte für sich erstreben sollte und worin er völlig zweckfrei – also ohne jeden Gedanken daran „wofür es nützlich sein könnte“ – unterstützt werden muss: Bildung! – „Bildung, nicht, um damit etwas Berufliches zu erreichen, sondern als Voraussetzung, er selbst zu sein. Bildung als Lebenshilfe für Schwerstbehinderte. (...) Das Wichtigste ist auch die Ausrichtung, die Muße eines erwerbslosen Lebens auch wirklich erfüllen zu können und nicht als unerträgliche Langleweiligkeit zu empfinden.“ Vom Zwang der Arbeit befreite Zeit kann ein Geschenk sein – und keine Katastrophe.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch das Spiel des Menschen ganz neu zu betrachten. „Im Spiel als zweckfreiem und dennoch sinnvollem Tun liegen Wege zu einem befriedigenden und ausgefüllten Dasein. (...) Nach dem holländischen Kulturphilosophen Johan Hinzing verfolgt das Spiel keinen anderen Zweck als die seelisch-geistige Freude an sich selbst. Damit ist es die Grundlage aller menschlichen Kultur.“ Von Friedrich Schiller stammen die Worte: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Nach landläufiger Meinung kann es sich bei einem Behinderten wohl nur um jemanden handeln, der unweigerlich den „Schwarzen Peter“ im Spiel des Lebens gezogen haben muss. Fredi Saal stellt jedoch fest: „Wer sich umsieht unter Behinderten, wird auch bemerken, es gibt schwer Gelähmte, die nicht glauben, auf einem Schwarzen Peter zu sitzen. Wenn man ihnen nicht gerade einen Haufen Steine auf den Weg legt, wissen sie sehr wohl ein ausgefülltes Dasein zu führen. (...) Niemand kommt mit einem Schwarzen Peter auf die Welt – er wird ihm höchstens auf-

gedrängt, indem er daran gehindert wird, die ureigenen Möglichkeiten zu entwickeln – indem er isoliert wird, ihm das Recht auf eine bestmögliche Schulausbildung versagt wird – er von vornherein als potentieller Lebenspartner ausgeschlossen wird.“

Ein letztes Zitat von Fredi Saal aus seinem angeführten Buch:

„Eine angeborene Behinderung wird nicht von Anfang als etwas Negatives, sondern als etwas Wertneutrales erfahren. Erst unter dem überwältigenden Eindruck der sozialen Realität kommt es zu einer Umkehrung des ursprünglichen Erlebens – weil die Werte einer Majoritätskultur von der Minoritätsgruppe körperbehinderter Menschen übernommen werden.“

Zum Abschluss möchte ich Fredi Saal noch einmal mit an anderer Stelle geäußerten Gedanken zu Wort kommen lassen:

„Wir tun uns selbst keinen Gefallen, wenn wir es nicht zulassen können, dass jemand nur um seiner selbst willen da ist, und sonst nichts; der nicht einmal ohne unseren ständigen Einsatz (und Geld – S.G.) mehrere Tage hintereinander allein überleben kann, also hilflos wie ein Neugeborenes ist und bleibt.“

Fredi Saal

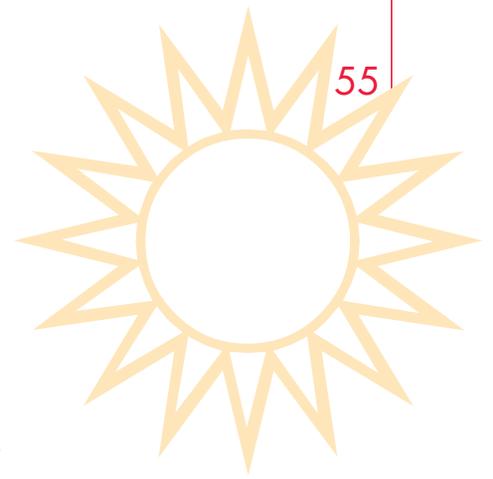
„Warum sollte ich jemand anderes sein wollen“

– Erfahrungen eines Behinderten

238 Seiten

Paranus

Neumünster, 2002



Gefreut und nichts bereut

Das Sommerfest am 22.08.2003 in der Villa Donnersmarck

Bin leider etwas spät gekommen, hätt' ich doch bloß ein Taxi genommen! Der Garten, die Tische hübsch ausgeschmückt, bevor die anderen „Tischgenossen“ sind angerückt, hab' ich mir viele Essensbons gekauft und deren Nummern sogleich mit der Gewinnliste verglichen!

Der Garten ward nun zwar voll, jedoch wurde nicht um die Plätze gerauft! Inzwischen sind auch die Wolken am Himmel gewichen, und ehe das Programm begann, ich schon viele Nettigkeiten/ Überraschungen gewann. Nach der Eröffnung durch Frau Markowitz dann bei Kaffee/ Kuchen das Trompetenensemble von der Musikschule Steglitz zu spielen begann. Rasch den letzten Bissen hinuntergeschlungen, denn die Theatergruppe der Fürst Donnersmarck-Stiftung spielte Ausschnitte aus „Letzte Lockerungen“.

Doch nun, ich bin ganz ehrlich – mein Gewinn ein Flamencotanz, wird's für mich vielleicht gefährlich? Weit gefehlt, die drei Profitänzerinnen machten es gekonnt vor! Zwar „stotterte“ mitunter die Musik, doch unter Gelächter und viel Humor drückte



es die Stimmung keinen Augenblick. So bewegte auch ich mich und den Rollstuhl mit Konzentration und gewisser Eleganz. Im Garten derweil erklangen bekannte Akkordeonlieder, man hörte sie gern und genoss sie immer wieder. Zu dem Programmverlauf gehörte auch von der Villa und dem Fürst Donnersmarck-Haus der Kunstverkauf. Mit Liebe gebastelte, hergestellte Sachen, die dem einen oder anderen viel Freude machen! Doch dann – na klar – zum Schluss, wenn es am schönsten ist, kommt der Telebus!

Dank der Küche für all' die dargebotenen Leckereien, ob im Hause zum Verzehr oder im Freien!

Dank den Mitarbeitern, die sich emsig rührten!

Dank auch an Frau Moritz und Frau Markowitz, die durch das Programm führten!

Ich hatte mich schon vorher auf das Fest gefreut und habe es nicht einen Moment bereut!

Hannelore Jerchow



Lonely Hearts

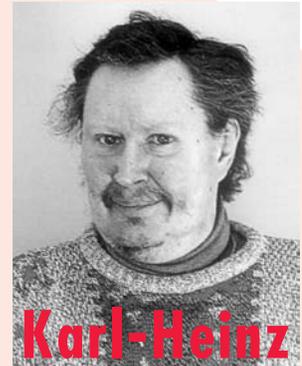


Ich heiße Oliver, bin 38 Jahre alt, vom Sternbild Jungfrau und ein sportlicher Rollstuhlfahrer.

Meine Hobbys sind: gut gemischte Discomusik und Countrymusik hören, Bodybuilding und gute Speisen. Mein Ziel ist es, wieder eine eigene Wohnung zu haben.

Ich suche eine sympathische Freundin, um gemeinsam unseren Alltag zu verschönern. Du solltest nicht älter als ich und ehrlich und treu sein. Zur Zeit wohne ich in einem Einzelzimmer im Fürst Donnersmarck-Haus.

Oliver Jungnik



Welche nette Frau um die 50 Jahre möchte mit einem Mann Kontakt aufnehmen? Ich bin 50 Jahre alt, nett, treu und lieb. Ich sehe etwas chaotisch aus und bin es auch. Ich mag Volksmusik, deutsche Schlager, Country und Rock'n'Roll. Ich fotografiere und filme gerne und würde Dir auch gerne Filme und Dias zeigen von Reisen und sehr vielem anderem. Ich bin seit 30 Jahren Mitglied der Sternwarte am Insulaner. Ich interessiere mich für LKWs, Natur (besonders Vögel), Oldtimer, PKWs und alles, was groß ist (Schwertransporte, Saurier). Ich bin Brillenträger. Ich bin seit Geburt Herzkrank und benutze außerhalb des Hauses meist einen Rollstuhl, ich kann auch laufen. Seit dem 15.07.1986 bin ich Vegetarier. Hast Du Lust?

Karl-Heinz Ullrich

Ihre Zuschriften senden sie bitte an:

Fürst Donnersmarck-Haus
zu Händen Thomas Boldin
Wildkanzelweg 28
13465 Berlin

oder per E-mail
boldin.fdh@fdst.de

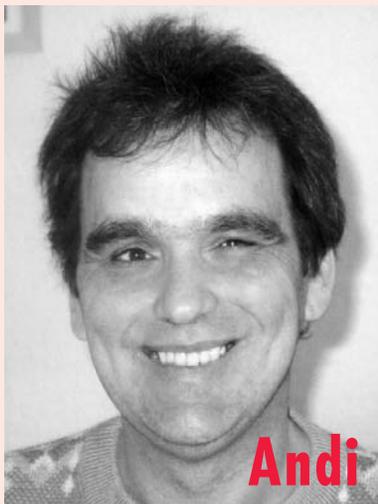
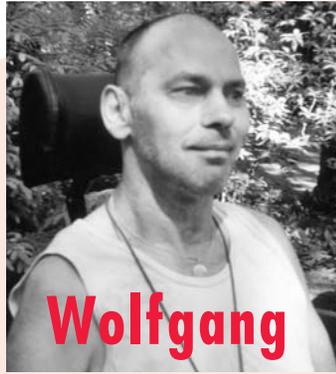
Ich heiße Wolfgang, bin 46 Jahre alt und 1,76 m groß.

Wo ist die nette Frau, die mich gut verstehen kann? Du solltest anschmiegsam, verständnisvoll, zärtlich und ganz lieb sein!

Durch einen Unfall bin ich vor 24 Jahren behindert geworden und sitze in einem Rollstuhl. Meine Hobbys sind: mich in der Natur aufzuhalten, nicht zu rauchen und keinen Alkohol zu trinken. Bin trotzdem ein fröhlicher, lebenslustiger Mensch.

Melde Dich bitte!!!

Wolfgang Wolff



Ich heiße Andreas, bin 43 Jahre alt und 1,79 m groß. Ich suche Dich, denn zu zweit macht das Leben mehr Spaß. Du solltest einen netten Charakter haben, unternehmungslustig, ehrlich und hilfsbereit sein. Älter als ich kannst Du sein. Meine Hobbys sind: Skat und Gesell-

schaftsspiele spielen, Malen, Rauchen und mit meinen Rollator schöne Ausflüge machen.

Andreas Krone

Mein Name ist Thomas, ich bin 34 Jahre alt und wohne im Fürst Donnersmarck-Haus auf der Gruppe 14. Ich würde gerne eine nette Frau kennenlernen, zum Quatschen und Näherkommen.

Meine Hobbys sind: ins Theater gehen, spazieren fahren im Wald, auch einmal zu Hertha fahren und mit Dir neue Hobbys entdecken.

Mein größter Wunsch ist eine Reise nach Schweden. Ich würde mich freuen, wenn sich jemand auf meine Anzeige meldet.

Thomas Mosch



Meine Freundin Dora Benzlath



Am 31. Juli diesen Jahres habe ich einen lieben Menschen zu Grabe getragen und die Lücke, die durch ihr Ableben entstanden ist, wird schwer zu schließen sein, wenn überhaupt.

Sie, meine Freundin Dora Benzlath, war trotz ihrer sehr schweren Behinderung eine agile, sehr selbstbewusste und intelligente Frau, die nun mit nur 64 Jahren aus dem Leben, aus ihrem vollen Leben, gerissen wurde.

Wir lernten uns im Frühjahr 1957 in der Verwaltung des Oskar-Helene-Heims kennen, wo wir eine Ausbildung als Bürokauffrau absolvierten. Zu dieser Zeit waren wir 17 Jahre alt, aber beide grundverschieden.

Ich, ein stilles schüchternes und sehr gehemmtes Mäuschen, sie dagegen wirkte bereits lebenserfahren, beinahe ein bisschen ihrer Zeit voraus, quirlig und unternehmenslustig und kaum einer konnte sich ihrem Charme und ihrer Lebensfreude entziehen.

Nach Beendigung unserer Ausbildung hielt die Freundschaft weiterhin an, bis sie 1969 heiratete und mit ihrem Mann von Berlin nach Bremen zog. Leider verstarb ihr Mann sehr früh und so kehrte sie 1986 nach Berlin zurück und unsere Freundschaft hatte Fortbestand.

Noch im gleichen Jahr ereilte sie eine

„schleichende“ Querschnittslähmung, die sie dann fortan in den Rollstuhl zwang. Dies war für sie nun noch eine zusätzliche große Belastung, da sie ja, wie bereits erwähnt, von Geburt an sehr schwer behindert war. Doch sie ließ sich nicht entmutigen und schloss sich nun Vereinen und Verbänden an, die das Ziel anstrebten, öffentliche Gebäude, Banken, U- und S-Bahnen rollstuhlgerecht zugänglich zu machen. Sie war dort unermüdlich tätig und hat mit ihrer Beharrlichkeit vieles erreicht.

Trotz aller Arbeit vernachlässigte sie ihr Hobby, das Reisen, nicht. Neues zu entdecken, ihre Neugierde zu befriedigen, Land und Leute in Europa kennen zu lernen, das machte ihr Spaß und sie setzte ihre Wünsche, wann immer es ging, in die Tat um.

Unser letztes Zusammensein fand am 9. Mai diesen Jahres statt und bei diesen Treffen wurde bereits ein neuer Termin für den Pfingstmontag festgelegt, den sie nun nicht mehr einhalten konnte.

Ihre liebenswerte Art und ihre lebensbejahende Einstellung hat bei mir immer Bewunderung ausgelöst und so wird sie in meinem Herzen einen besonderen Platz einnehmen.

Brigitte Schmidt

Elektrorollstuhl-Hockey



An zwei Tagen im Juli fand sie in Berlin statt: die Offene Deutsche Elektrorollstuhl-Hockey-Meisterschaft 2003. Austragungsort war die Lichtenberger Paul-und-Charlotte-Kniese-Schule.



Elektrorolli und Hockey: Lässt sich das denn vereinbaren? Können denn Menschen mit einer schweren Behinderung so einen Sport betreiben? Das werden sich manche fragen, die noch nie so ein Spiel gesehen haben. Es funktioniert aber sehr wohl: in der Bundeshauptstadt beim Behindertensport des TuS Hohenschönhausen gibt es sogar eine Mannschaft, die inzwischen zur Spitze Deutschlands gehört, die „Rocky Rolling Wheels“.

Elektrorollstuhl-Hockey ist ein Spiel, bei dem Strategie und Taktik, Reaktionsgeschwindigkeit, ein rasches Einschätzungsvermögen der Situation, blitzschnelles Manövrieren und Kombinieren zählen. Ein gutes Zusammenwirken aller Spieler entscheidet über Sieg oder Niederlage. „Das schließt auch jene Spieler ein, deren Schläger am Rollstuhl befestigt ist, weil sie

ihn selbst nicht führen können“, sagten Mitarbeiter der Guidance Integration GmbH, die Organisatoren der Meisterschaften. Der Coach der Berliner, Rainer Hanisch, bemerkte gegenüber der Presse: „Es gibt Spieler, die am Anfang den Schläger kaum festhalten können.“ Mit der Zeit komme aber die Kraft in den Armen zurück und auch die Koordination werde gefördert.

Die Spiele sind fesselnd, denn die Aktiven kämpfen mit vollem Einsatz bei diesem schnellen Hochleistungssport. Ein gegenseitiges Berühren der Rollstühle ist nicht gestattet. Es kann es jedoch manchmal ganz schön krachen, wenn im Eifer des Spiels die Rollstühle aufeinander prallen. Dennoch ist Fairness oberstes Gebot – im Gegensatz zu manchen rauen Sitten und zersplitterten Schlägern beim Eishockey kanadischer Prägung. Übrigens werden Deutsche Meisterschaften in Elektrorollstuhl-Hockey schon seit Jahren ausgetragen und internationale Wettkämpfe in der leider noch so wenig bekannten Sportart bestritten, auf die sich die Aktiven mit viel Hingabe, Trainingsfleiß und Opferbereitschaft vorbereiten.

Zurück zur Offenen Deutschen Meisterschaft am 11. und 12. Juli 2003: Eingeladen hatte der Verein TuS Hohenschönhausen 1990, sechs Mannschaften aus ganz Deutschland nahmen teil. Spannend wurde die Frage, ob es gelingen würde, eine Mannschaft zu schlagen, die schon seit 1986 beinahe ein Dauerabonnement auf den ersten Platz hat: die bayerischen „Munich Animals“ vom TSV Forstried-München. Eine große Leistung des „Dauer“-Meisters, denn das Niveau und die Qualität der an den Wettkämpfen teilnehmenden Teams erhöht sich ständig. Die schnelle und intelligente Sportart hat gute Chancen einmal als paralympische Disziplin anerkannt zu werden.

Schon beim Eröffnungsspiel zwischen den gastgebenden „Rocky Rolling Wheels“ vom TuS Hohenschönhausen 1990 und den „Munich Animals“ schien

sich eine Sensation anzubahnen. Nach einem spannenden Kampf unterlag der amtierende Deutsche Meister im Duell. Eine solche Spieldramatik beherrschte auch die anderen Vorrundenspiele. Erst mit den letzten Hockeyschlägen stand am Vorabend fest, wer bei den Endrunden am nächsten Tag antreten würde. Bei allen Wettkämpfen begeisterten strategisch ausgefeilte Techniken, blitzschnelle Pässe und überraschende Wendungen das Publikum und hielten es in Atem. Auch am zweiten Tag wurde erst im vorletzten Spiel klar, wer die Plätze vier bis sechs belegt.

Beim Endspiel trafen erneut die Münchner und die Berliner aufeinander. Der langjährige Meister verteidigte mit Nervenstärke und einer tollen Mannschaftsleistung verdient seinen Titel und gewann. Platz zwei ging an die „Ruhr Rollers“ aus Essen, die durch eine beherzte Spielweise bestachen. Die Berliner kamen auf Platz drei. Die weiteren Plätze belegten die Mannschaften „Hurricanes Bochum“, Elektrorollstuhlsport-Initiative Bochum e.V., die „Black Knights“, 1. ERHC Dreieich e.V. und die „Star Drivers“ vom SFD Bad Kreuznach.

Stefan Utz, DRS-Fachwart im Elektrorollstuhlsport und Aktiver der „Munich Animals“, dankte für die gelungene Veranstaltung. Dem Ausrichter TuS Hohenschönhausen und dem Organisator Guidance Integration GmbH sei es gelungen, hervorragende Bedingungen für die Wettkämpfe zu schaffen. Er unterstrich die Bedeutung dieser Wettkämpfe für die Entwicklung des Elektrorollstuhl-Hockeys als einzige Sportart, die auch von jenen eingeschränkten Sportlern ausgeführt werden kann, die ausschließlich mit einem E-Rolli bewegungsfähig sind.

Wer mehr über diesen anspruchsvolle Sport wissen will, dem sei im Internet www.munich-animals.de empfohlen. Dort finden sich ausführliche Angaben zur Geschichte, zu Trainingsmethoden, Ergebnissen und Terminen zukünftiger Veranstaltungen.

Vielleicht regt ein Blick auf den Veranstaltungsplan Neugierige und potentielle Interessenten auch an, sich vor Ort einmal selbst ein Bild von Elektrorollstuhl-Hockeys zu machen. Sie werden es sicherlich nicht bereuen.

Dr. Rudolf Turber

Nachtragend eine Notiz zu den Organisatoren:

Guidance Integration GmbH ist eine Integrationsfirma, die sich auf dem ersten Arbeitsmarkt behauptet und in der mehr als die Hälfte der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Menschen mit Behinderung sind. Die Ansprüche sind hoch, Angebote vielfältig: geboten werden ein Tagungs-, Veranstaltungs- und Service-Zentrum, ab Herbst 2003 ein behindertengerechtes Hotel, Restaurant, Werbe- und Marketing-Ideen, IT-Lösungen, Schulungsmöglichkeiten sowie eine Wäscherei. Das und noch mehr ist im „Haus am Niederfeld“, das am 19. September 2003 in Berlin-Kaulsdorf eröffnet wurde. Vielleicht auch ein Geheimtipp für Arbeitssuchende.

„Haus am Niederfeld“
Am Niederfeld 21
12621 Berlin



Klüger durch Essen?

Wissen Sie, was ein „Nürnberger Trichter“ ist?

Als ich vor mehr als sechzig Jahren in die Schule kam, seufzte unser Lehrer manchmal und wünschte sich für manchen Schüler so ein Gerät, mit dem man auch dem Dümmden schnell Wissen in den Kopf einfüllen kann. Nürnberg galt im 15. und 16. Jahrhundert als eine Stadt, in der allerhand wundersame Dinge gefertigt wurden: erstaunliche Spielwaren, die Nürnberger „Eier“ (die ersten Taschenuhren), kunstvolle neuartige „Handrohre“ und andere Feuerwaffen. Nun, der Wunschtraum vieler Pädagogen blieb unerfüllt, auch wenn es in der Folgezeit andere hoffnungsvolle Ansätze gab wie „Lernen im Schlaf“ (oder unter Hypnose) oder momentan Spekulationen, mittels Genmanipulationen Menschen intelligenter zu machen. Sehe ich allerdings die große Politik an, kommen mit Zweifel, ob die Menschheit klüger geworden ist. Zwar wurden und werden immense Wissensberge angehäuft, aber die notwendige Weisheit und Menschlichkeit, mit der grundlegende Entscheidungen getroffen werden, lässt zu wünschen übrig, solange Kriege, Umwelterstörung, Krankheiten, Hunger und Elend für unsere Welt charakteristisch sind. Wer mehr wissen will, muss lernen und sehr fleißig sein. Der geniale taube Edison sagte einmal, seine Erfindungen seien zu 95 Prozent Transpiration und nur zu fünf Prozent Inspiration. Wie wahr!

Da klingt der Buchtitel „Die Einstein-Kur, Klug essen – besser denken“ beinahe ein wenig nach „Nürnberger Trichter“. Dem ist aber nicht so. Lorraine Perretta und Oona van den Berg haben uns ein Buch vorgelegt, das schwer einzuordnen ist: Ist es ein kleines wissenschaftliches

Werk über das Denken? Oder eins der unzähligen Kochbücher? Oder ein farbiger Fotoband mit Appetit machenden Bildern? Vielleicht ein wenig von allem, aber das in ansprechender Form. Lorraine Perretta ist eine bekannte britische Ernährungsberaterin und Oona van den Berg eine weitgereiste Journalistin. Sie beschreiben uns allgemein verständlich, wie unser Gehirn und Nervensystem funktionieren, welche Botenstoffe und Aminosäuren benötigt werden und welche Nährstoffe wir brauchen. Alles das in sehr lockerer Form, das zeigen schon die Überschriften einzelner Kapitel wie „Kraftfutter fürs Gehirn“, „Nährstoffdiebe“, „Fit im Kopf“, „Power fürs Gedächtnis“, „Vitalstoffe gegen den Trübsinn“ u.a. Da sind neben den kurzen Texten viele wunderbare Farbfotos von leckeren Sachen zu finden und Rezepte dazu, die dennoch nicht dick machen. Oder doch? Zudem werden Tipps gegeben zu Blutzucker, zu Stressabbau, Vitaminquellen, IQ-fördernden Mineralstoffen, zu Lebensmitteln, auf die mann/frau besser verzichten sollte, und zu anderen, die uns gut tun.



So betrachtet, ist der Titel keine Anmaßung. Wir werden zwar keine Genies wie Einstein, es wird aber (lustvoll) ein Weg gewiesen, Intelligenz und Leistungskraft zu steigern, das Erinnerungsvermögen und die Belastungsfähigkeit zu stärken, Stress und Depressionen entgegen zu wirken und entspannter zu werden. Also schlichtweg besser zu kochen, gesünder zu essen und zu leben.

Dr. Rudolf Turber

Lorraine Perretta / Oona van den Berg
„Die Einstein-Kur“
 UMSCHAU Buchverlag
 Frankfurt/M. 2003, 128 S.

Zeige deine Wunde – Bilder aus den Wahlkreisen

Ausstellungseröffnung am 14.10.2003

Im Kleisthaus, dem Sitz des Bundesbehindertenbeauftragten Karl-Hermann Haack in Berlin-Mitte, finden neben sozialpolitischen Diskussionen auch immer wieder künstlerische Aktionen statt. Denn im Hause des Bundesbehindertenbeauftragten sieht man Kunst und Kultur als elementare Bestandteile des Lebens aller Menschen. „Zu meinen Aufgaben gehört es... , Menschen mit und ohne Behinderung zusammenzuführen, hier sind es künstlerisch Schaffende und meine Kolleginnen und Kollegen Bundestagsabgeordnete als politisch Handelnde“, betonte Herr Haack. Er will mit diesem und anderen Kunstwettbewerben wie dem Filmpreis „Weitwinkel“ und dem Literaturwettbewerb „Nehmt mich beim Wort“ ein Zeichen setzen.

Manchmal verknüpfen sich im Kleisthaus – wie passend, denkt man an den Namensgeber – auch Politik und Kunst. Am 16. Oktober 2003 begegnen sich dort Politiker und Menschen mit Behinderung, die in ihren Wahlkreisen leben. An diesem Tag



Der Bundesbehindertenbeauftragte
Karl-Hermann Haack

Sabine Kratzert

eröffnet Bundestagspräsident Wolfgang Thierse die Ausstellung „Zeige deine Wunde – Bilder aus den Wahlkreisen“, in der Psychatruerfahrene ihre Werke präsentieren. Rainer Benz aus dem Stab des Bundesbehindertenbeauftragten verbindet damit

auch die Hoffnung, „dass die Bundestagsabgeordneten bei uns mit den Künstlern in Kontakt kommen und etwas über die Lebensbedingungen dieser Bewohner ihrer Wahlkreise erfahren.“ Im Anschluss werden drei Preisträger geehrt. Die Ausstellung ist bis zum 31. Dezember 2003 von Montag bis Freitag von 9.00–18.00 Uhr zu sehen. Der Eintritt ist frei, der größte Teil der Bilder ist verkäuflich. Anschließend geht die Ausstellung auf Wanderschaft durch die Republik.

Im Frühjahr hatten über 1200 Künstlerinnen und Künstler mehr als 5000 Werke eingereicht. Die prominent besetzte Jury, u.a. Theatermacher und Regisseur Christoph Schlingensiefel sowie der politische Grafiker Klaus Staeck, arbeitete sich eine ganze Woche lang durch die Bilder und suchte 125 Kunstobjekte aus. „Die Resonanz war großartig, und die Qualität der Bilder außerordentlich hoch. Wenn wir mehr Ausstellungsfläche hätten, hätten wir gern noch mehr Bilder in die Ausstellung aufgenommen“, schilderte Herr Benz als zuständiger Mitarbeiter die Auswahlarbeit.

Zwei Teilnehmer des Wettbewerbs haben wir in der Kunstwerkstatt Mosaik in Berlin-Spandau besucht, die von Nina



Adolf Beutler

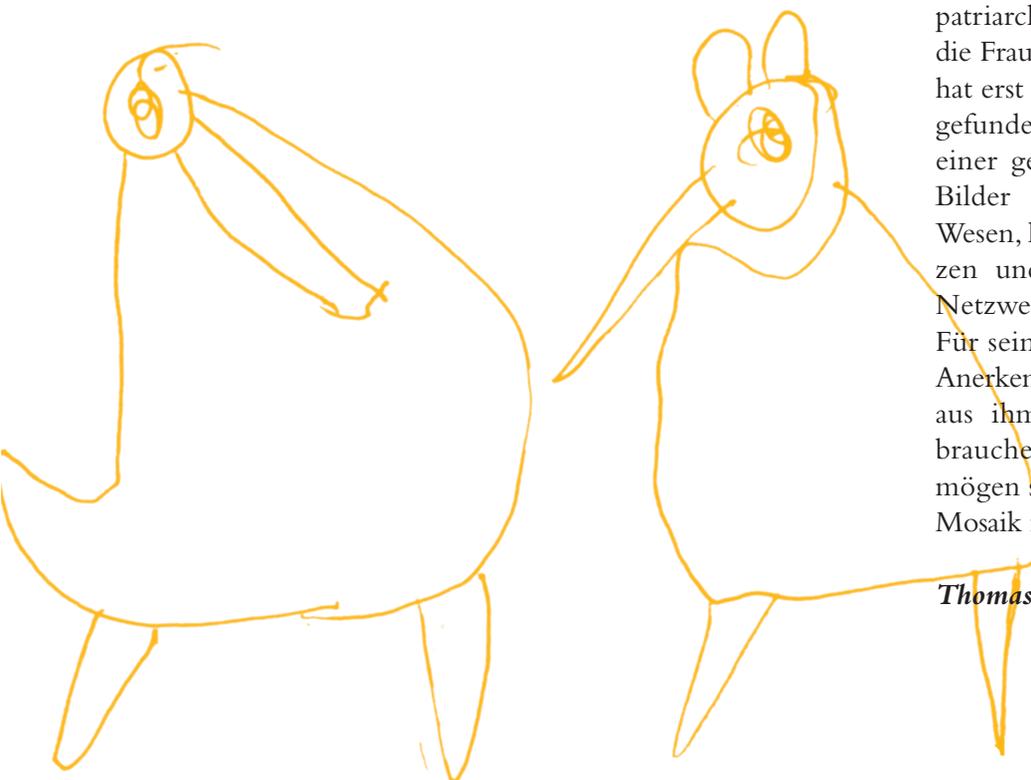
Pfannenstiel geleitet wird, einer studierten Künstlerin und mit ihren eigenen Worten „Kunstvermittlerin“. Die Mitarbeiter in der Kunstwerkstatt, einem autonomen Bereich innerhalb der Werkstatt für Behinderte, arbeiten mit verschiedenen Techniken. „Sie kommen hier her wie zur Arbeit“, erläuterte Frau Pfannenstiel. „Unser Ziel ist es, zu verdeutlichen, dass Menschen mit Einschränkungen sehr prägnante, klare, aufschlussreiche, treffende, beeindruckende Arbeiten fertigen können, deren Wert in ihrer Aussage zu erkennen ist und nicht in der Zuschreibung durch andere, nicht durch den Blick auf die Behinderung, nicht durch den Zeitgeist.“

Adolf Beutler und Nina Pfannenstiel



Gute Beispiele sind Sabine Kratzert und Adolf Beutler. Frau Kratzert macht farbenfrohe, entschiedene Zeichnungen. Sie entwickelte eine Welt um einen Katzenpatriarchen, in der die Männer Hüte und die Frauen Ohrringe tragen. Herr Beutler hat erst im Alter von 62 Jahren zur Kunst gefunden, nachdem er über 40 Jahre in einer geschlossenen Anstalt lebte. Seine Bilder sind voll von amöbenartigen Wesen, kleinen Strichen, winzigen Kreuzen und ähneln Schaltplänen, riesigen Netzwerken – und er verkauft sich gut. Für seine Werke erhält er „das erste Mal Anerkennung für etwas, was ganz originär aus ihm kommt.“ Was diese Künstler brauchen, sind Raum und Atmosphäre – mögen sie die noch eine ganze Weile bei Mosaik finden.

Thomas Golka



Eingeschlossen

LIS e.V. richtet eine europäische Tagung aus
31.10–1.11.2003 im
HausRheinsberg

Zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung (EJMB) organisiert der Verein LIS (Locked-in-Syndrom) ein Meeting in Rheinsberg, das sich mit schweren und schwersten neurologischen Erkrankungen beschäftigt. Ganz nah am Motto „Nichts über uns ohne uns“ werden Betroffene, Angehörige und Fachleute ihre Sicht der Dinge miteinander diskutieren.

Das Programm berücksichtigt Berichte von Betroffenen, wie der Film „Eingeschlossen“ von und über Doris Ruckstuhl aus der Schweiz, ebenso wie die psychologischen Aspekte des Locked-in-Syndroms, vorgestellt von Dr. Karen Lang, Paris. Über neue und Erfolg versprechende Therapien informieren Christel Eickhof und Friedemann Knoop („Das Repetitive Training“) sowie Mariana Battalia und Anke Neuber, beide Viareggio, mit ihrem Beitrag „Behandlung nach der Bio-Feedback Therapie“.

Interessant ist bei dieser zahlenmäßig gering auftretenden Krankheit die sicherlich seltene Gelegenheit, über den deutschen Tellerrand hinauszuschauen. Das Thema „Sterbehilfe“ ist für diesen Personenkreis noch einmal ganz anders gewichtet – geplant ist hierzu die Verabschiedung einer Resolution.

Näheres zum Programm und Anmeldung bei:
LIS e.V., Geschäftsstelle im Evangelischen Krankenhaus
Königin Elisabeth Herzberge (KEH)
Herzbergstraße 79, Haus 30,
10365 Berlin, Tel/Fax 030- 54 72 52 70
oder 030 – 216 88 72

Thomas Golka

Neues

Veranstaltungsprogramm der Fürst Donnersmarck- Stiftung

Das neue Veranstaltungsprogramm ist erschienen. In neuem Layout und übersichtlicher Struktur bietet das Programmheft zahlreiche aktuelle Kultur-, Freizeit- und Beratungsangebote für das 2. Semester 2003 in der Villa Donnersmarck und in der blisse 14 an.

Weitere Informationen gibt es unter
Tel: 847 187 0 (Fax: 847 187 23) oder per
mail unter villadonnersmarck@fdst.de.
Möglichkeit zum Download unter www.fdst.de/seminare/index_seminare.html

Vermögenssicherung durch Behindertentestamente

Vortrag und Diskussion
Donnerstag, 23. Oktober 2003,
18:00–19:30 Uhr
blisse 14, Raum I

Liebe, Lust und Leidenschaft

Workshop für junge Menschen mit
Behinderungen (ab 16 Jahre)
Samstag, 18., Sonntag, 19. Oktober und
Samstag, 1. , Sonntag, 2. November
jeweils 10:00–17:00 Uhr
blisse 14, Raum I

Jour Fixe

„Menschen mit Querschnittslähmung
erzählen“
Hörsendung des RBB und Gespräch mit
der Autorin Ingeborg Papenfuß
Mittwoch, 22. Oktober 2003
18:00–20:00 Uhr
Villa Donnersmarck, Saal II

Frau – Mutter – Behindert

Krisenbewältigung über Jahre –
Lesung

Für jeden gibt es Stolpersteine auf seinem Weg im Leben. Was mache ich aber, wenn viele Steine im Weg liegen?

Monika Poetzsch schildert in ihrem sehr persönlichen Buch „Frau – Mutter – Behindert, Krisenbewältigung über Jahre“ ihr Leben mit ihrer Behinderung, zunächst als Kind und Jugendliche in der Nachkriegszeit und später als (Ehe-)Frau und Mutter, auf eine tief beeindruckende und zugleich ermutigende Weise. Sie schildert den langen und von vielen Höhen und Tiefen begleiteten Entwicklungsprozess, wie es ihr gelingt, sich nicht mit der ihr zugewiesenen Rolle abzufinden, sondern ihren eigenen Weg zu gehen und im Einklang mit ihren seelischen, körperlichen und geistigen Bedürfnissen zu leben.

Das Buch ermutigt den Leser, Schwierigkeiten selbst in die Hand zu nehmen, selbst wenn der Weg steinig ist und immer wieder Zweifel aufkommen wollen.

Frau Poetzsch liest aus ihrem Buch und möchte mit den Zuhörern ins Gespräch kommen. Umrahmt wird diese Lesung mit Musik.

Sonntag, 26. Oktober 2003

15:00–17:00 Uhr

Villa Donnersmarck
Schädestraße 9–13
14165 Berlin
Tel: 847 187 0

Das Buch kann in der Villa Donnersmarck käuflich erworben werden. Gegen Übernahme der Portokosten wird es auch versandt. Preis auf Anfrage.

Körper und Geist

Ab September wird in der blisse 14 eine neue ganzheitliche Therapiemethode angeboten, die in den USA auf der Grundlage der Arbeit mit körperbehinderten Kindern entwickelt worden ist. Da die Stiftung auch einen ganzheitlichen Ansatz für sich in Anspruch nimmt und die Zielgruppe Menschen mit Körperbehinderungen sind, war ich sehr daran interessiert, mehr über diese Therapieform zu erfahren und habe mich daher mit der Körper- und Bewegungstherapeutin Anke Wagner zu einem Informationsgespräch getroffen. Sie wird die Kurse leiten.

Frau Wagner erzählte mir, dass in ihrer Arbeit mit den Klienten die Einheit von Körper und Geist angesprochen werde. Ziel der Therapie sei es, dem eigenen Körper mehr zu vertrauen und die inneren und äußeren Bewegungen bewusster wahrzunehmen. Dies erschien mir einleuchtend, da wir ja alle in einem Körper leben, den wir nicht umtauschen können. Es erscheint daher sinnvoll und lohnenswert zu lernen, seinen Körper wahrzunehmen, ihn anzunehmen und ihm zu vertrauen. Dies ist gerade für Menschen mit Behinderungen oftmals sehr schwierig.

Als ich Anke Wagner nach Beispielen für ihre Methode fragte, legte sie mir ihre Hand auf meinen Unterarm und fragte mich, „Was spürst Du in diesem Augenblick?“ Ich wollte schnell antworten, merkte aber, dass ich Zeit brauchte, um das gerade aufkommende Gefühl zu beschreiben. Mein Gehirn sagte mir, für so etwas hast du in der heutigen hektischen Arbeitswelt keine Zeit. Mein Körper hingegen nahm aber Wärme, Ruhe und Geborgenheit wahr.

„Berührungen bringt Bewegung hervor und ist deshalb ein wesentliches Element meiner Arbeit“, sagte Frau Wagner und erklärte weiter, „dass in behutsamer Weise alle Körpersysteme angesprochen werden, wie Knochen, Muskeln und Nerven sowie zum Beispiel auch Organe und Flüssigkeiten.“

Zusammenfassend erklärte mir Anke Wagner am Ende unseres Gespräches, dass alle Menschen im Laufe ihres Lebens bestimmte Verhaltensmuster entwickelt haben, die ihnen Schutz und Halt geben, sie aber auch im spontanen und lebendi-

gen Ausdruck hemmen. Häufig entstehen dadurch körperliche Schmerzen und seelische Probleme.

Darum möchte Sie alle einladen, neue Bewegungsimpulse zu entdecken und dadurch mehr Lebendigkeit und Freude in Körper und Geist zu erfahren.

Körper- und Bewegungstherapie

Anke Wagner

blisse 14

Anmeldung und Info:

Tel: 847 187 0

Uwe Deutsch-Börner

Dora Benzelrath – ein Nachruf

Was bleibt, sind nicht nur dürre Lebensdaten: geboren am 19.5.1939 in Berlin, verstorben am 25.5.2003 in Bad Pyrmont, ruht sie jetzt neben ihrem Mann auf dem Friedhof in Berlin-Charlottenburg. Nein, wenn wir den Namen hören, erscheint eine Persönlichkeit, couragiert und lebendig.

Denn wir haben sie alle noch vor Augen, ihre engagierte und freundliche Art bei sozialpolitischen, behindertenpolitischen Themen ebenso wie beim persönlichen Gespräch. Das Reisen von Menschen mit Behinderung war stets ein Anliegen, das ihr am Herzen lag, auch weil es Dora Benzelrath zeit ihres Lebens immer persönlich sehr genossen hat, unterwegs zu sein. Ich erinnere mich gut an die erste Reise, die ich mit ihr erleben durfte, 1987, in das tropische Thailand. Der Buddhismus hatte sie schon vor der Reise fasziniert und ließ sie danach nicht mehr los. Begeistert und begeisternd berichtete sie von ihrer Begegnung mit dem Dalai Lama. Sie zeigte auch Engagement für andere, z.B. bei einer Reishelferbörse.

Eine Frau mit vielen Facetten, interessant und anregend, zugewandt und einfühlsam, so kannten wir sie auch aus den vielen Sitzungen des Redaktionsteams der WIR. Denn sie hatte in jeder Ausgabe mindestens einen Beitrag und diskutierte während der Themenwahl immer kräftig mit.

Lassen wir sie noch einmal in der Art, wie wir sie kannten und schätzten, selbst zu Wort kommen:

*Nicht jeder Tag
kann voll Freude sein,
nicht jeder Tag
nur Licht und Sonnenschein.
Doch jeder Tag,
die Stunde selbst allein,
kann voll von Liebe
und von Güte sein.*

Dora Benzelrath, Oktober 2002

Thomas Golka

für die Redaktion der WIR



Aus dem Inhalt:

- Unnötige Hindernisse für Sehbehinderte Besucher – die Ausstellung „(Im-)perfekte Mensch“
- Schule und Behinderung:
 - Jedes Kind ist unterschiedlich
 - Rotlichtbestrahlung
 - Drei Zwerge lernen lesen
- Die mit dem Telebus tanzen
- Kann und darf menschliches Leben patentiert werden?
- Helen Keller und Anne Sullivan
- Kongress: Vernetzt arbeiten in der Praxis



Aus dem Inhalt:

- Schallschutzmauer und Entschädigung
- Behinderte reisen – behinderte Reisen
- Wege ebnen für ein barriere-freies Holocaust-Mahnmal
- Louis Armstrong und ein Fan
- Für sozial ausgewogene Sparmaßnahmen
- Eine transparente Werkstatt
- Mit den Augen sprechen ...
- Allein in S- und U-Bahn – als Rollstuhlfahrer



Aus dem Inhalt:

- Stolpersteine gegen das Vergessen
- Kunst enthindert
- Die Zukunft des Telebus in Berlin
- Die bedarfsorientierte Grundsicherung
- SGB IX und seine Pannen in der Praxis
- Vom Prenzlauer Berg zum Kurfürstendamm
- Barrierefrei bis ins Detail?
- Genickbrecher und Gesetzlose
- Sicher in betreute vier Wände

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.



Name

Straße

PLZ

Ort

- Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten
- Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die Fürst Donnersmarck-Stiftung
 Öffentlichkeitsarbeit
 Dalandweg 19
 12167 Berlin (Steglitz)

- Ich brauche Exemplar(e)
- der aktuellen Ausgabe
 - der Ausgabe 1/2003
 - der Ausgabe 3/2002
 - der Ausgabe ...

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

**Ambulant Betreutes Wohnen
Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen**

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

**Freizeit, Bildung, Beratung
Villa Donnersmarck**

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmersdorf)
Gruppenräume:
Eingang Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmersdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmersdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Albrechtsr. 60B, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de